

# Das Bollwerk

*Zeitschrift für die Pommersche Heimat*

**Aus dem Inhalt:**

**Veit Stoß – der Deutsche**

\*

**So sind wir Pommern**

\*

**Die Fischer vom  
Salesker Strand**

\*

**Erzählungen v. H. F. Blunck  
Ulrich Dunkel, H. W. Kubsch,  
Inga Mertens u. v. a.**

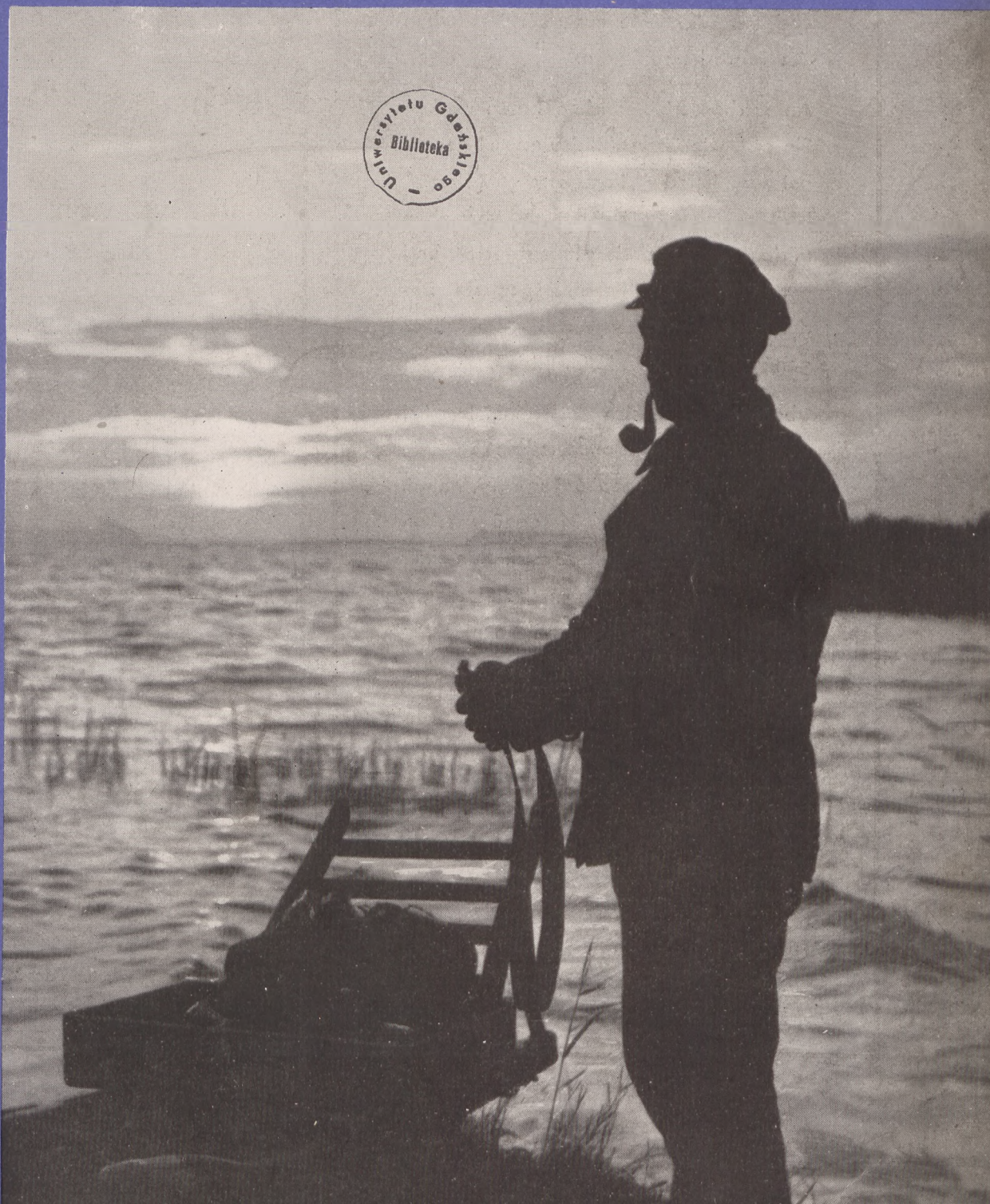


**Preis 60 Pf.**

**STETTIN**  
NOVEMBER 1938

**Herbstabend am Haff**

Aufn.: Teschke



# Schnell lesen!

Nicht immer haben Sie soviel Zeit, um in Ruhe und Beschaulichkeit Ihre Zeitung zu lesen, denn Ihre Freizeit ist durch Arbeit begrenzt, und da heißt es „schnell lesen“ und das Wichtigste aus dem Geschehen des Tages herausfinden.

An solchen arbeitsreichen Tagen merken Sie erst, wie übersichtlich und gut geordnet der Inhalt der „Pommerschen Zeitung“ ist. Ereignisse, die Sie nicht übersehen dürfen, sind besonders herausgestellt und durch Schlagzeilen kenntlich gemacht. Dadurch entgeht Ihnen nichts — ein Blick genügt und Sie sind „im Bilde“.

Überzeugen Sie sich doch einmal selbst von der aktuellen „Pommerschen Zeitung“. Wir liefern sie Ihnen 6 Tage kostenfrei. Ein Anruf unter 2 58 91 genügt schon oder aber Sie geben Ihre Anschrift in einer unserer Annahmestellen in der Stadt auf. Die Zustellung erfolgt dann am nächsten Morgen.

Es lohnt sich bestimmt, täglich die lebendige, übersichtliche und reichbebilderte

**Pommersche  
Zeitung**

zu lesen! Sie ist die Zeitung mit dem weltumspannenden Nachrichtendienst.

## Die Kunst des Reisens will verstanden sein

Doch warum sollen Sie sich mit den Vorbereitungen Ihrer Urlaubs- oder Erholungsreisen plagen!

Bedienen Sie sich doch unseres neuen Kundendienstes, des

### Reisebüros der Pommerschen Zeitung

Seine Hauptaufgabe besteht in der Beratung und Vermittlung von **Gesellschaftsreisen**.

Haben Sie einmal einen Versuch mit einer Gesellschaftsreise gemacht? Die Vorteile derartiger Reisen sind einleuchtend:

Sie reisen mit besonderer Fahrpreisermäßigung, werden besonders preiswert und doch sehr gut und bequem untergebracht. Nach Belieben finden Sie angenehme Reise-gesellschaft, der Sie sich anschließen können, und trotzdem wird Ihren persönlichen Wünschen keinerlei Beschränkung auferlegt.

Und der große Vorteil gegenüber der Einzelreise ist die Kostenfrage. Sie können im voraus über Ihren Reisefonds genau disponieren, finden alles für Sie vorbereitet und haben keinerlei unerwartete Mehrkosten zu befürchten.

Kommen Sie einmal zu uns und lassen Sie sich von uns beraten, es verpflichtet Sie zu nichts, denn

**unser Reisebüro ist für Sie da!**

Machen Sie von unserer neuen Einrichtung recht bald Gebrauch! Wir würden uns freuen, Sie beraten zu dürfen.

Reisebüro der  
Pommerschen Zeitung · Stettin

Breite Straße 51

Fernruf: 2 58 91



Vertretung  
der Hamburg-Amerika Linie

Vertretung des Mitteleuropäischen  
Reisebüros (MER 2a)



# Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

9. Jahrgang

Stettin, November 1938

Heft 11



## Worte zur ersten Großdeutschen Buchwoche

Das deutsche Buch ist Spiegel der deutschen Seele, ist unermüdlicher Helfer im Tagewerk der Nation, ist treuer Begleiter im Ringen um unsere Gemeinschaft und um das Reich, ist Streiter für deutsche Art und Geltung in der Welt. Möge die Woche des deutschen Buches 1938 wiederum das ihre dazu beitragen, dem deutschen Volke zum Bewußtsein zu bringen, welche unermesslichen Werte es in seinen Büchern besitzt. Das Buch gehe ins Volk hinaus als geistige Waffe der neuen Zeit.

Dr. Goebbels.

Es gehört dazu, daß eine Nation sich selbständig fühle, wenn sie sich frei entwickeln soll; und nie hat eine Literatur geblüht, ohne durch die großen Momente der Historie vorbereitet gewesen zu sein.

von Ranke.

Das sind die rechten Leser, die mit und über dem Buche dichten. Denn kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer nicht den Mut verspürt, die losen, goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe ewig tot, und er täte besser, zu pflügen und zu graben, als so mit unnützem Lesen müßig zu gehen.

Josef von Eichendorff.

Die Dichtung ist völkisch, ist Besitz eines Volkes wie Erze, wie Kohle, wie Wald und Feld. Sie gehört allen denen, die Unruhe und Sehnsucht nach ihr tragen, allen denen ist sie auch Trost, Hilfe, Schutz, Bereicherung, Beglückung, Befriedigung, Gewinn.

Hanns Johst.

Welcher deutsche Schriftsteller wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, soviel Vorteile sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen, als Deutscher sich früher zu entwickeln.

Goethe.

Ich habe im Verlaufe meines Lebens gelernt, daß die Dichter, wenn sie es im rechten Sinne sind, zu den größten Wohltätern der Menschheit zu rechnen sind. Sie sind die Priester des Schönen und vermitteln als solche bei dem steten Wechsel der Ansichten über Welt, über Menschenbestimmung, über Menschenhicksal und selbst über göttliche Dinge das ewig Dauernde in uns und das allzeit Beglückende. Sie geben uns im Gewande des Reizes, der nicht altert, der sich einfach hinstellt und nicht richten und verurteilen will. Und wenn auch alle Künste dieses Göttliche in der holden Gestalt bringen, so sind sie an einen Stoff gebunden, der diese Gestalt vermitteln muß. Nur die Dichtkunst hat beinahe gar keinen Stoff mehr: ihr Stoff ist der Gedanke in seiner weitesten Bedeutung; das Wort ist nicht der Stoff, es ist nur der Träger des Gedankens, wie etwa die Luft den Klang an unser Ohr führt. Die Dichtkunst ist daher die reinste und höchste unter den Künsten.

Adalbert Stifter.

# Waldschnitzer Veit Stof, der Deutsche

VON WERNER DITTSCHLAG

(Fortsetzung aus der Oktoberfolge)

Der Streit um die Volkszugehörigkeit des Veit Stof, von der ernsthaften Wissenschaft Polens und Deutschlands längst entschieden, hat, abgesehen von manchen hineingetragenen Schärfen, die jedoch ein Kampf stets leicht erzeugen kann, ein außerordentliches fruchtbares Moment zum Vorschein gebracht. Gerade am Beispiel des Nürnberger Meisters ist zu erkennen, wie zwei Nachbarvölker sich gegenseitig helfen und ergänzen können. Immer werden in friedlicher Aufbaubarbeit, insbesondere Nachbarvölker, geben und nehmen müssen, jedes nach seiner Art und seinen Fähigkeiten.

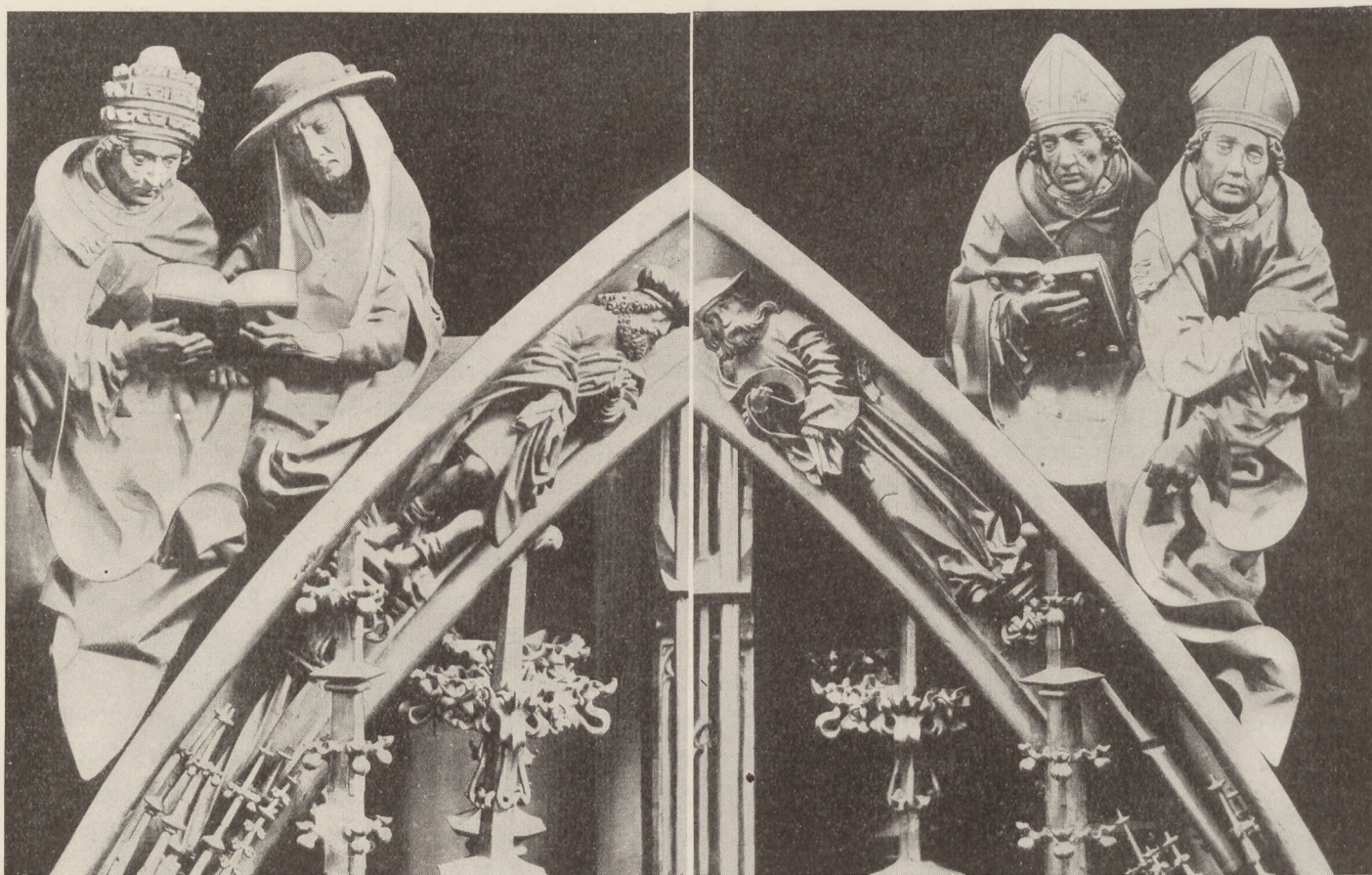
Es ist daher besonders sinnvoll, in diesem Zusammenhang auf die historisch begründete, der Würde des polnischen und deutschen Volkes in jeder Weise entsprechende politische, kulturelle und wirtschaftliche Gemeinschaftsarbeit zwischen unseren beiden Nachbarstaaten hinzuweisen. Was schon lange vor Veit Stof begann, von ihm fortgeführt und von anderen weiter ausgebaut wurde, ist heute noch lebendige Gegenwartsaufgabe. Der Zehnjahrespakt, das Minderheiten- und Presseabkommen auf politischem und wirtschaftlichem, die Arbeiten der polnisch-deut-

schen Schulbücherkommission auf kulturellem Gebiet gelten als Zeugen und Erfolge einer vom gegenseitigen guten Willen getragenen Gemeinschaftsarbeit zweier Staaten, deren Völker kulturell erheblich miteinander verflochten sind. „Weiter, als die politische Macht des deutschen Königs und Kaisers reichte, strömte im Mittelalter deutsche Volkskraft nach dem Osten . . . Bereits die ersten Piastenherzöge im 10. Jahrhundert waren mit deutschen Fürstentöchtern vermählt, in deren Gefolge deutsches Hofgesinde und deutsche Ritter nach Polen kamen. Noch heute ragen in Südpolen die Ruinen alter Burgen, deren Namen: Rabstyn (Rabenstein), Olstyn (Holstein), Melsztyn (Molstein), Czornstyn (Zornstein) von ihren deutschen Gründern und ersten Besitzern künden“ (Simoleit, Ostdeutschland und Osteuropa, Osterwieck a. Harz, 1937, Seite 61—62).

In der späteren Entwicklung des polnischen Städtewesens spielen die Deutschen eine hervorragende Rolle und bilden, blutsmäßig gesehen, „heute einen Bestandteil der allerhöchsten Schichten des polnischen Patrizier-tums“ (Czekanowski, Zarys antropologii Polski, 1930). Wer denkt heute noch daran, daß der Deutsche Friedrich Schilling (vor

1502) der Schöpfer der polnischen Papierindustrie ist? Wer kennt die Deutschen Adalrich Frankenstein und Job Breitfuß, die hervorragenden Burgen- und Festungsbauer Polens im 16. Jahrhundert? Der Pole Brückner hebt hervor, daß das „heimische Schulwesen ohne Hoffnung auf Besserung weiter dahinvegetiert hätte, wenn ihm die Reformation nicht neues Leben eingehaucht hätte“. — „Schiller“, so bekennet ein polnischer Literaturhistoriker (Gubrynowicz, Schiller in Polen, 1916), „ist den Polen in den Tagen der Anfreiheit wie ein glückverheißendes Gestirn am Firmament erschienen. Seine Dichtungen haben den verzagten Herzen neuen Mut eingebläht und mit dazu beigetragen, daß das polnische Volk die Tage der Anfreiheit ertragen konnte.“ (Übersetzung aus: Lück, a. a. O., Seite 402.) Polnische Gelehrte bezeichnen den Deutschen Joseph Faver Elsner (1769—1854) als „den Schöpfer der polnischen Musik“.

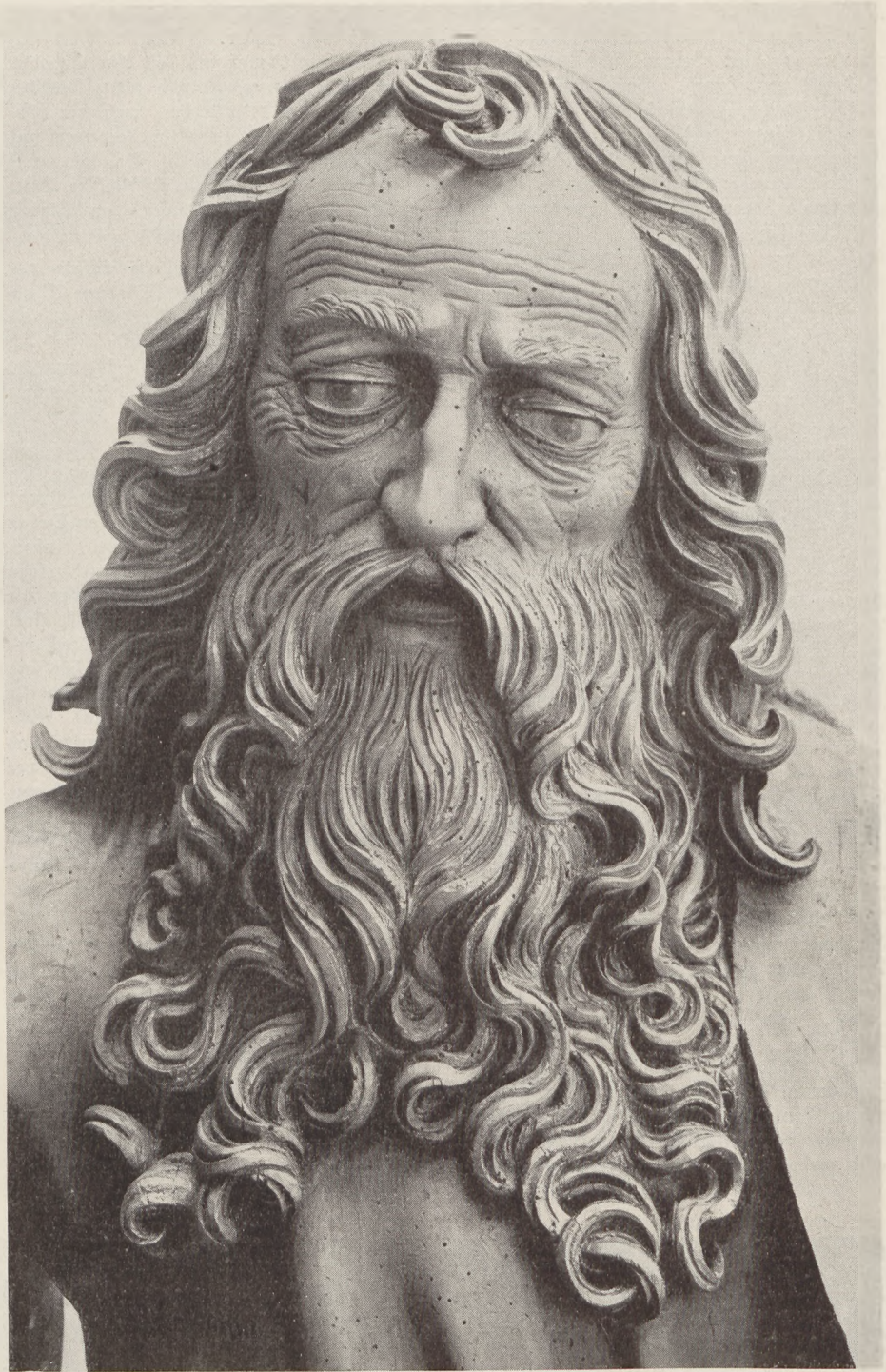
Zum erstenmal ordnet Gottlieb Linde, ein 1771 in Thorn geborener Deutscher, den Sprachschatz des polnischen Volkes. Der bereits erwähnte Pole Brückner, der Linde ausdrücklich als Deutschen bezeichnet, urteilt über dessen Werk, daß schon „125 Jahre ver-



Voll inneren Ausdrucks sind diese Figuren des großen deutschen Bildschnitzers in der Krakauer Marienkirche

gangen seien, und der Wert des historischen Wörterbuches sei unverändert; nichts habe es zu ersetzen vermocht." Als der „polnische Fichte“ und „Vater der realen Richtung in der Geschichtsschreibung Polens“ wird der Deutsche Joachim Lelewel (Loelhöffel, 1780 bis 1818) bezeichnet. Ebenso wenig bekannt ist der Industriepionier Peter Steinkeller, ebenfalls ein Deutscher (1799—1854), der neben Lubiencki der Begründer des großen Eisenbahnbaues Warschau—Wien, Großindustrieller und Schöpfer einer Dampfschiffahrt auf der Weichsel ist. Recht merkwürdig, daß „Polens beliebtester Heimatdichter im 19. Jahrhundert“ auch ein Deutscher war: Vinzenz Pol (Pohl, 1807—1879). Von größter Bedeutung wurde „der Vater der modernen polnischen Volkskunde“, der Deutsche Heinrich Oskar Kolberg (1814—1890), der aus eigenen Mitteln als ein „Riese an Arbeitspannkraft und Fähigkeiten“ das 37bändige Werk „Lud“ (= das Volk), ein Seelenbild des polnischen Volks schuf. Ein Deutscher, Karl Scheibler (gestorben 1881), wurde zum „Vater der Stadt Lodz“, der „Stadt der Arbeit“, und zum Pionier der polnischen Großindustrie, der erste Organisator des Arbeiterzshuzes, der Krankenversicherung und der Waisenfürsorge. Als „Polens größter Denker im 19. Jahrhundert“ wird der Philosoph Joseph Hoene (Wronski), auch er ein Deutscher, gefeiert.

Das alles sind Tatsachen und Meilensteine in der Entwicklung polnisch-deutscher Aufbauarbeit, Gedanken, die am Beispiel des Veit Stof lebendig werden, der ein leuchtendes Sinnbild für die lebendige Kulturverbundenheit der beiden Völker geworden ist. Den Abschluß dieser notwendigen Betrachtung mögen zwei polnische Stimmen bilden; der polnische Positivist Prus (Slowacki) schreibt in der „Gazeta Polska“ (1901) über das Verhältnis Polens zu Deutschland ein ebenso herrliches wie ehrliches Wort, das allen, die guten Willens sind, neuen Mut für eine tapfere Zusammenarbeit zu geben vermag: „Mit dem deutschen Volk hatten wir immer die allerbesten Beziehungen. Von ihm übernahmen wir den gotischen Stil in der Baukunst, die Schnitzerei, eine Menge Geräte, Gefäße und Handwerkszeuge, eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, die Handwerke und das Gewerbe, den Handel, viele Gebräuche, viele Organisationsformen . . . Schämten wir uns nicht der Wahrheit: diesem edlen Volke verdanken wir den größeren Teil unserer Zivilisation. Als Gegengabe dafür besaßen die sich unter uns ansiedelnden deutschen Bewohner ausnahmsweise Privilegien und die ländlichen Kolonisten große Erleichterungen. Wie sie sich aber unter uns gefühlt haben, das möge die Tatsache bezeugen, daß Hunderttausende von Deutschen freiwillig ohne jeglichen Schein der Bedrückung unser Volkstum angenommen und — sagen wir das laut heraus — uns die allerbesten Arbeiter und die achtbarsten Bürger geschenkt haben. Unsere Erde wurde für sie eine gute Mutter, und sie für dieselbe gute Söhne.“ Dies bestätigt Dakowski, wenn er sagt: „Der Deutsche in Polen hat sich also das Heimat-



Veit Stof: Kopf des Andreas (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg)

recht in diesem Lande durch ehrliche Arbeit verdient, abgesehen davon, daß die polnischen Einwanderungsprivilegien ihm stets eine gerechte Behandlung feierlichst versprochen haben.“ (Abersekungen aus: Lück a. a. O., Seite 451—452.)

#### Lebenswerk und Künstlertum.

Im Nachbarland Polen, zu dem tausendfache Fäden und seelische Verbindungen vom Reich führen, hat der große deutsche Veit Stof seinen Weltruhm begründet und sein

gewaltiges Lebenswerk begonnen. Er war — man möchte fast sagen — fast ein „homo universalis“, eine Leonardo-Natur, ein Mann der allseitigen Hand. Urkundlich als „Stainhauer“ eingetragen, wirkte er in vollendeter und großartiger Weise als Holzschnitzer zum meist und am genialsten, sodann aber auch als Bildhauer, Erzgießer, Kupferstecher, Topograph und Maler. Aber die seltene Vielseitigkeit berichtet Neudörffer: „Dieser Veit Stof ist nicht allein ein Bildhauer, sondern auch des Reißens, Kupferstechens und Malens ver-

ständig gewesen. . . Er hat auch selbst mich eine ganze Mappam sehen lassen, die er von erhöhten Bergen und genederten Wasserflüssen, sammt der Städte und Wäldererhöhungen gemacht hat."

Wie Säulen und Giganten ragen drei Schöpfungen aus dem Gesamtwerk des Meisters hervor: Der „Kraukauer Marienaltar“ als jugendkraftvoller Durchbruch — der „Englische Gruß“, die Schöpfung aus der Reife- und Läuterungsperiode des Künstlers — und das Spätwerk „Bamberger Altar“. Wie soll man die besondere Art seiner Darstellung kennzeichnen? — Man muß in sein Leben hineinlauschen und seine Werke schauen; denn wie die Seele des Schöpfers ist auch sein Werk beschaffen. Die stolze Körperhaltung seiner Gestalten fällt dem unvoreingenommenen Betrachter ohne weiteres auf. Das ist ein gutes Erbeil deutschen Menschentums. Bei einer weiteren Vertiefung bemerkt man die Kraft im Ausdruck — ja, einen „dramatischen Puls“, der sich zuweilen zu einer unruhigen Hast, ja, zu heißer Erregbarkeit zu steigern scheint. War der Meister doch ein Mensch, der wenigstens eine lange Zeit hindurch „keinen Seelenfrieden“ kannte und Tag für Tag die für ein künstlerisches Schaffen so unbedingt notwendige innere Freiheit aufs neue ertrogen und erstreiten mußte. Der Künstler war ein echter Zeuge und Vertreter des kerngesunden deutschen Bürgertums; sein Werk atmet, aufs Ganze gesehen, kampfbereite, männliche Kraft. Durch und durch selber ein Realist, zeichneten sich seine Schöpfungen auch durch Wirklichkeitsnähe und Naturgemäßheit aus. Als beispielsweise der König von Portugal die beiden Figuren „Adam und Eva“ vom Meister Veit erhielt, hat er sich bei ihrem Anblick „entsetzt“, so lebenswahr und naturgerecht war die Kunst des Nürnberger Künstlers.

Der „Kraukauer Marienaltar“ hat die Verherrlichung, Tod und Erhöhung der Gottesmutter zum Grundgedanken. Es ist allgemeiner mittelalterlicher Brauch, zwei oder auch mehrere Ereignisse in einem gemein-

samen Raum zur Darstellung zu bringen. Während nach modernem künstlerischem Gebot Geschehen, Raum und Zeit eine Ganzheit bilden müssen, verursacht nach mittelalterlicher Auffassung das Auftreten mehrerer Geschehen in einem Raum kein Zerreißen und keine Störung der Einheit. So läßt auch die geniale Darstellungskunst Meister Veits das Empfinden eines Mangels an Einheit gar nicht aufkommen.

Die Arbeit des Marienaltars währte insgesamt zwölf Jahre. Die Höhe des Altarschreines mißt immerhin 7,25 Meter, die Breite 5,34 Meter. Der Schrein öffnet sich zu etwa 11 Meter Gesamtbreite; bis zu 2,80 Meter sind die Figuren hoch. Lindenholz bildet den Werkstoff.

In der Zeit von 1517 bis 1518 schuf Veit Stof die Verkündigung des Engels an Maria, den sogenannten „Englischen Gruß“ in Sankt Lorenz in Nürnberg. Anton Tucher hatte ihm den Auftrag für das Werk gegeben. Der Engel und Maria werden durch einen ovalen Rosenkranz umrahmt, auf dem die „sieben Freuden Mariens“ dargestellt sind. Das Ganze macht den Eindruck des Geschlossenen, bei dem sich der Künstler bis zum Tiefinnersten durchgerungen hat. Innerste Bewegung, heilige Ergriffenheit und großartige Monumentalität, die noch freier und erhabener zu sein scheint als bei den Kraukauer Figuren, zeichnen den „Englischen Gruß“ aus. „Die ausflatternden Gewänder gehören zum Rauschendsten, das Stof geschaffen hat, aber der Engel und die Maria auch zu seinen innerlichsten Gestalten“ (Die Großen Deutschen, a. a. O., Seite 341).

Mancherlei Werke hat Veit Stof zwischen der Kraukauer Großschöpfung und dem späteren „Engelsgruß“ geschaffen. Die Figur des heiligen Rochus in Santa Annunziata nannte der Renaissance-Italiener Vasari, der ein großer Kenner war, ein „Wunder in Holz“. Weit über Nürnberg, Polen und Schlessien war Meister Stof geradezu „eine Macht“ geworden. Sein eigener Sohn, Dr. Andreas Stof, ein Karmelitenprior, ver-

schaffte ihm, dem greisen Künstler, den Auftrag zu seinem letzten Werk, dem „Bamberger Altar“, den er in der Zeit von 1520 bis 1523 eigenhändig schnitzte. Eine unbedingte Vollständigkeit und Wirklichkeitsnähe sind besondere Kennzeichen seines letzten Werkes, bei dem die Körperhaftigkeit der Einzelgestalten das Malerische des Zusammenhangs völlig verdrängt, in den die Gestalten gesetzt sind. Der Altar blieb unbenutzt, so daß die Wirkung des weichen Lindenholzes voll zur Geltung kommt.

Die Wirkung des Meisters Veit Stof auf seine Zeit und darüber hinaus kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die spätgotische Holzschnitzerei erhielt in Stof Höhepunkt und Vollendung zugleich. Was ein halbes Jahrhundert etwa vorher ein Künstler wie Donatello der italienischen Bildhauerei gab, jene unerbittliche und reale Darstellung des Wirklichen, hat Veit Stof der deutschen Holzplastik gebracht. Der Nürnberger wirkte stark stilbildend auf die zeitgenössischen Künstler. „Man übertreibt kaum, wenn man behauptet, daß das meiste Bedeutende entweder unmittelbar oder mittelbar auf Veit Stof zurückgeht. Stof wirkte auf den Osten — in beschränktem Maße sind auch Ungarn und Ostpreußen einzubeziehen — wie die Lübecker Kunst auf den Norden . . . Claus Berg, die stärkste Begabung unter den spätgotischen Bildhauern Lübecks, muß, wenn nicht Schüler des Veit Stof, so doch Kenner seiner Werke gewesen sein. Wenn man die geschichtliche Leistung des Veit Stof im ganzen würdigen will, darf man diese Ausstrahlungen seiner Kunst nicht vergessen. Als ein Deutscher aus Nürnberg hat er, ehe ein großer Umschwung der Dinge eintrat, noch einmal, aus den dualistisch bestimmten Kräften des Mittelalters heraus, die kulturelle Sendung der Deutschen im Osten bezeugt“ (Die Großen Deutschen, a. a. O., Seite 341 bis 342).

Im Werk des Meisters und im Künstler Veit Stof erhielt die Idee des deutschen Mittelalters Gestalt und Begrenzung in gleicher Weise.



Veit Stof: Eine großartige Arbeit vom Kraukauer Marienaltar

Aufn. (3): Staatsarchiv

# Die Fischer vom Galesker Strand



Mitten im wilden Dünenwald der Ostpommerschen Küste, zwischen See und Moor, ständig bedroht und zurückgetrieben von den wandernden Dünen, liegt im Stolper Kreis das Dorf Galesker Strand. Seine alten Fischerkaten mit den tief heruntergezogenen Dächern sind seit über 300 Jahren im Besitz derselben Familien, und trotz oder gerade wegen seiner Armut und Kleinheit ist es wohl wert, davon zu reden.

Dem Fremden, der den „Strand“ besucht, fallen sofort die oft geradezu erstaunlich reinrassig nordischen Köpfe und Gestalten in ihrer Größe und Schönheit auf.

Die Erklärung für dieses inselartige Auftreten einer winzigen ungewöhnlich rein gezogenen nordischen „Volksgruppe“ ist in der Überlieferung der Entstehung des Galesker Strandes gegeben. In einer frostklirrenden Winternacht um das Jahr 1600 gerieten vier junge schwedische Fischer bei nächtlicher Eisfischerei mit all ihrem Gerät und ihren Schlitten auf eine lose hängende Scholle, die - ehe sie es bemerkten - durch den einsetzenden Nordwind seawärts abgedrückt wurde. Halbtot kamen sie nach tagelanger Treibfahrt schließlich an der ostpommerschen Küste an und gelangten noch glücklich mit ihrem Zeug über Eisbarrieren und Dünenwall in den Strandwald. Ein Fischermann ist härter als andere Men-

schen: die vier blieben am Leben und beschloßen, sich in der Nähe ihrer Landestelle anzusiedeln. Einer von ihnen, der schon verheiratet war, holte seine Frau und ihr aller Hab und Gut aus der alten Heimat nach; die andern drei aber holten sich Töchter des Landes aus den nächsten Stranddörfern. Späterhin aber fanden auswärtige Heiraten nur recht selten statt; nach jeder Richtung hin ist es vom Galesker Strand bis zur nächsten menschlichen Siedlung eine Meile und darüber, mit monatelang nicht passierbaren Wegen, und da von vornherein die Stränder ausgesprochen kinderreich waren, heiratete man fast ausschließlich untereinander. So ist der wohl rein nordische Wuchs der vier Stammväter bis heute erstaunlich gut erhalten geblieben.

Keine Rasse ist körperlich wohl immer schön. Bei den Strändern hat sie sich aber auch im Wesen ausgeprägt erhalten. R. G. Günther erzählt in einem seiner Bücher, daß er einst einem norwegischen Schleusenwärter begegnet sei, der auf ihn mit seinem Benehmen und allen Bewegungen gewirkt habe wie ein Jarl. Diesem „adligen“ Benehmen begegnet man auch heute noch auf dem Strand. Die Mädchen - zum Teil bildhübsch - mit ganz ungewöhnlicher, gewissermaßen „kühler“ Grazie, die Männer, besonders große schlanke Gestalten mit langen schmalen Köpfen, mit einer derartigen

vornehmen ruhigen Selbstsicherheit, vielleicht einer inneren Überlegenheit, wie sie eben nur bei ganz alten, wirklich rein gezogenen Geschlechtern anzutreffen ist; man könnte ihr Benehmen ungefähr dem gleichstellen, wie sich der deutsche Romanleser automatisch das Wesen eines englischen Lords vorstellt. (Womit nun allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Stränder die reinen Engel sind und es niemals Krach im Dorf gegeben hätte. Auch der phantastischste Lord in den Gesellschaften hat ja wohl irgendeinen Widersacher oder Haß!)

Für ihre Körpergröße - noch heute liegt sie bei den Strändern aus den alten Familien zwischen 1,80 und 1,87 Meter - waren sie schon vor 200 Jahren berühmt, und zwar bis nach Berlin. Eine ganze Anzahl von ihnen hat sowohl in der berühmten „Riesengarde“ des Soldatenkönigs, als auch später beim Leibgarderegiment zu Fuß der Vorkriegszeit gedient. (Letzteres allerdings nur auf viel Zureden hin. Denn seitdem es eine Kriegsmarine gibt, dienten die Stränder selbstverständlich dort.) Es sind noch allerlei Geschichten von den Werbfern, die sich die langen Stränder Jungen greifen wollten, überliefert. Und wäre nicht das Moor als kaum überwindlicher Schutzwall dagesewesen, so hätten die Katen auf dem Strand wohl so manches Jahr nur die Frauen und Kinder beherbergt.

Häufig aber zogen die Werber, die ja oft mit Gewalt vorgingen, in diesem Gelände doch den Kürzeren. Es sind ergötzliche Verhandlungen überliefert zwischen den verfolgten Stränder „langen Kerls“ und den Werbern, die bei ihrer Jagd schließlich in irgendein Moorloch gelockt worden waren; allein konnten sie sich nicht aus dem schwarzen Modder und Schlief befreien, und so ließen sich dann die Stränder, behaglich auf dem trockenen Rand der Mooruhle in der Sonne sitzend, erst mal von den tiefer und tiefer sinkenden geängstigten „Verfolgern“ Urfehde schwören, ehe sie sie herausholten.

Es steht ganz unstreitig fest, daß auch noch die heutigen Stränder, die völlig auf sich allein gestellt inmitten der härtesten und unerbittlichsten Naturgewalten leben, feinere Nerven und Organe haben für das, „was unsere Schulweisheit sich nicht träumen läßt“. Verhältnismäßig häufig kommt bei ihnen seit alters her das sogenannte „zweite Gesicht“, das Vorhersehen von Todesfällen u. ä., vor.

(Eine Begabung, über die sich die Pfarrer nie ganz klar geworden sind: stammte sie nun aus der Heidenzeit, war sie ein Geschenk des Teufels, oder war sie eine geheimnisvolle Gabe Gottes?) Außer dem „zweiten Gesicht“ ist eine ähnliche Begabung bei den Strändern anzutreffen, von der ich sonst noch nichts gehört habe. Und zwar ist das der „Totenruf“, der aber scheinbar nur bei Männern vorkommt. Vielleicht ist das eine Auswirkung der für Landmenschen kaum vorstellbaren Kameradschaft und des Aufeinanderangewiesenseins der Seeleute. Für den Seemann ist wohl das Meer ein ehrenvolles Grab; aber er muß dann auch wirklich auf dem Meeresgrunde ruhen, sein Körper darf dann nicht an der Küste entlang treiben und an den Strand geschlagen werden. Wer den „Totenruf“ hört, den zieht es plötzlich am hellen Mittag oder in dunkler Nacht an den Strand, dorthin, wo die Leiche des fremden ertrunkenen Kameraden von den Wellen hin- und hergeworfen wird; der

Tote ruft ihn, damit er dafür Sorge, daß der Körper begraben wird.

Verbürgtermaßen (die einzelnen Tatsachen sind in den Akten des Seeamtes festgelegt) hat solch ein „Totenruf“ auch einmal einen Lebenden gerettet. Im Jahre 1920 riß sich in schwerem Wintersturm auf der Höhe des Salesker Strandes ein großer Leichter, ein Frachtkahn von 70 Meter Länge, aus seinem Schleppzug los, kenterte und blieb so an der Küste liegen. Die Besatzung ertrank und wurde bald angetrieben. Ein Stränder Fischer aber, der den „Totenruf“ hörte, sagte von vornherein, daß auch in dem gekenterten Leichter selber ein Mann sein Grab gefunden habe. Da es natürlich unmöglich war, an die Leiche heranzukommen, konnte der Fischer nur hoffen, daß der Ruf des Toten verstummen würde. Aber nach drei Tagen hielt er es nicht mehr aus und bat ein paar Kameraden, mit ihm zu dem gekenterten Wrack zu rudern; irgend etwas könne da nicht stimmen, der Tote rufe anders als



Herb, frisch und freundlich sind die Gesichter der Fischer vom Salesker Strand

Aufnahmen: Granzow





Sind die Männer vom Fang zurück, dann verlassen bald darauf die Frauen mit der schweren Liesche das Dorf, um nach mehrestündigem Marsch die Fische zu verkaufen

sonst. Die drei Männer kämpften sich durch die immer noch schwer laufende Brandung, umkreisten mit ihrem Boot das Wrack und - vernahmten plötzlich ein dumpfes Klopfen in dem riesigen Eisentrumpf! Den harten Fischern setzte wohl im Augenblick der Herzschlag aus, aber dann pochten sie - als gedienter Mariner beherrscht wohl jeder Stränder das Morsealphabet - an den Eisenplanken Antwort. Und weiß Gott, neben dem Toten saß dort gefangen der letzte lebende Mann der Besatzung, seit drei Tagen bis an den Schultern im eissigen Dezemberwasser, ohne Schlaf und Essen, mit einem immer kleiner werdenden Luftvorrat! Die Stränder versprechen dem vom Meer Gefangenen sofortige Hilfe; noch in der Nacht kam ein Regierungsdampfer, und mit einem Schneidebrenner wurden die Planken aufgeschnitten, um den zu Tode Erschöpften bergen zu können. An die Leiche seines toten Kameraden kam man nicht heran; aber der Stränder, der den Totenruf vernommen hatte, hörte ihn nach der Rettung des Lebenden nicht mehr klagen.

Der Salesker Strand steht im ganzen in ziemlich weit gegriffener Umgegend im Ruf der Anheimlichkeit. Der Urgrund für diesen Ruhm ist völlig unfreiwillig durch die vier Schweden, die Vorfäter der heutigen Stränder, vor 300 Jahren gelegt worden. Schweden heißt schwedisch „Swerige“, und die vier Fischerleute nannten ihren neuen Wohnplatz

Swetige-dal, Schwedental. Für pommerische Ohren aber hörte sich das genau so an wie „Zwergetal“; „Annerirdschkes“. Zwerge, gibt und gab es in den hinterpommerschen Sagen auch genügend, sie waren also bekannt, aber man legte Wert darauf, sie nicht bei Namen zu nennen. Daher hielt sich der neue Dorfname auch



Idyllisch liegen die alten Häuser mit den tief herabgezogenen Dächern in der Rodung

nicht und wurde ersetzt durch das unverfängliche „Salesksche Strand“. Allerdings blieb eben ein leiser Geruch der Anheimlichkeit am „Strand“ hängen, und noch vor wenigen Jahren galt das Dorf weiterhin als ein ausgesprochenes Nest von Zauberern und Hexen.

Dieser Hexenmeisterruhm, den eine ganze Anzahl von Strändern in verblüffendem Maße gehabt hat, ist wohl meistens nicht beabsichtigt, aber doch ganz gern angenommen worden. Er hat wohl in vielen Fällen auf der typisch nordischen, ein wenig spöttischen geistigen Überlegenheit, die nicht viel Worte macht, beruht. Wer jahraus, jahrein mitten im wilden Wald und Moor lebt, verlernt zwar das Reden, aber er hat Zeit zum Sinnieren. Und dann werden die Gewalten des Meeres und die Stimmen des Waldes nach Art der Dichtungen der Urväter in Beziehung zueinander gesetzt. Man fabuliert bei sich selber, und wenn so ein Mensch dann doch mal in Gegenwart anderer auftaucht, erzählt er wohl auch davon. Gerade aber Erzählungen von eigentlich wortkargen Menschen finden sehr viel leichter Glauben als die von Vielsprechern. Und dazu die ebenfalls dem nordischen Menschen eigene Schalkhaftigkeit - dann ist es bis zum Ruf des Hexenmeisters nicht mehr weit hin! Kleine schwedische Verschen, die die Väter ihren Kindern gelehrt hatten, verloren im Lauf der Zeit ihren Sinn, wurden verbalhornisiert und avancierten

plötzlich zu kräftigen Zaubersprüchlein. Vor zwei Jahren, also im Jahre 1936, starb dort der letzte hauptamtliche Zauberer und Enthexer, der schweres Geld durch seinen Beruf verdiente und weithin über Land geholt wurde.

Der „Strand“ ist allerdings auch die gegebene Kulisse dazu; wenn man den Hexenmeister zu gewissen Dingen aufsuchen oder holen will, muß man um Mitternacht kommen: stundenlange nächtliche Fahrt durch das wilde Moor, rechts und links hüpfende Irlichter (die Seelen Erschlagener), die Pferde bäumen sich schnarchend und erschreckt vor einem lautlosen Nachtvogel, der fast ihre Köpfe streift, irgendwo klatscht und patstcht es unheimlich in den Moorkuhlen, in denen schon so mancher Verirrte ertrank, polternd und schnaubend jagt mit rotglühenden Augen ein riesiges schwarzes Tier über den Weg (das ist dann kein Stück Schwarzwild mehr, sondern bestimmt der Gottseibeius selber!), und schließlich noch ein nie gehörter gellender Klageschrei aus der Ferne - wer kann schon die nächtlichen Stimmen des Moors unterscheiden -: ich glaube, die Mehrzahl der aufgeklärtesten Großstädter wäre zuletzt in kaltem Schweiß gebadet und so im Bann der unheimlichen Situation, daß der Boden für den Hexenmeister in unerhörter Weise vorbereitet sein müßte!

Im übrigen aber - und bei ihrer völligen Abgeschiedenheit und Einsamkeit wäre es verwunderlich, wenn das nicht der Fall wäre - kennen die Stränder positiv mehr und andersartige Heilmittel und -kräuter, als sie allgemein bekannt sind. Sie haben eine ungewöhnliche Praxis im „Besprechen“. Da hierzu auch ein Streichen usw. des verletzten Gliedes gehört, dürfte die verblüffende Wirksamkeit zum großen Teil auf irgendeine Art von Kunstgriffen in dieser Richtung zurückzuführen sein. Sogar als Gegenmittel bei Bissen der Kreuzotter, einer in den Dünenwäldern erstaunlich häufigen Giftschlange, deren Biß innerhalb von 20 Minuten zum Tode führen kann, wenden sie ausschließlich dieses „Besprechen“ mit dem erwähnten Streichen an, und so lange der Salesker Strand existiert, ist noch kein Todesfall durch Schlangenbiß vorgekommen.

Die Häufigkeit dieser Schlangen ist geradezu eine Plage, und die Jagd auf sie kann man beinahe als „Hausindustrie“ der Stränder ansprechen. Sie erschlagen im Jahr bis zu tausend Stück davon! Da bisher eine Prämie für jeden Kreuzotterkopf gezahlt wurde, war das sogar eine ganz lohnende Angelegenheit. Es gibt

rote, braune und schwarze Arten, alle mit der typischen Kreuzmusterung. Sie werden bis zu 70 Zentimeter lang, und ihre Lederhaut kann - bei richtiger Behandlung beim Abziehen - bis 25 Zentimeter breit sein. Es ist zu untersuchen, ob sich nicht auch dieses Schlangenleder mit der ausgesprochen schönen Färbung zur Verarbeitung eignet.

Nicht ganz geklärt ist bisher, woher die Namen der Stränder stammen. Die vier Schwedischen Eisfischer dürften keine Vatersnamen in unserm Sinne gehabt haben; dort hieß man ja wirklich nach dem Vater, also Per Nilson und Nils Persson. Es macht den Eindruck, als habe man ihnen die Vatersnamen ihrer pommerischen Frauen angehängt, wobei der bereits Verheiratete - es steht fest, daß er ein Bruder des einen ledigen Fischers war - wohl ebenfalls den Namen seiner Schwägerin bekommen hat. Jedenfalls gehen sie bereits um 1620 unter den Namen Stöckmann, Meier und Moldenhauer, und diese drei Namen beherrschten den Strand 300 Jahre lang ausschließlich. Erst kurz vor dem Krieg sind ein paar neue Namen dazu gekommen, und damit auch fremdes Blut in diese engverflochtene Sippe.

Dank dem andauernden Heiraten innerhalb der Stränder Familien hat sich eine ganz erstaunliche Inzucht ergeben, die aber ohne jegliche üble Degenerationserscheinung geblieben ist. Dafür sorgte schon die unerbittliche natürliche Auslese. Wer all die Stürme, das Wasser in der See und das Wasser auf dem Land, alle Kargheit und Anstrengung, allen Nebel und alle Einsamkeit dort durchstehen soll, muß wirklich ein eisenfester Kerl sein! Und so ergibt sich dies: wer auf dem Strand älter wird als 25 Jahre, der ist eisern und wird dann auch wirklich steinalt. Der Hundertsatz der über dieses Alter hinausgekommenen Stränder, die bis zu 80 und 90 Jahre alt geworden sind, ist ganz ungewöhnlich hoch. Er beträgt 68 Prozent aller Erwachsenen. Dafür aber sind auch 40 Prozent aller auf dem Strand Geborenen nicht zwei Jahre alt geworden und weitere 20 Prozent sind noch vor dem 25. Lebensjahr ebenfalls der Schwindsucht und Lungenentzündung erlegen. Es bleibt tatsächlich nur das allerhärteste Material übrig. Daß sich diese natürlichen Auslesevorgänge aber nicht nur auf das körperliche, sondern auch auf das geistige Gebiet erstrecken, mag das Beispiel des Stränders August Stöckmann (1859-1922) zeigen. Der ging, wie alle andern, schon als Junge zur See und lernte erst auf dem Schiff aus eigener Kraft lesen und schreiben. Von seinen

Söhnen, die auch nur die kümmerliche Stränder Volksschule zur Verfügung hatten, ist einer als Leutnant gefallen, einer ist Rektor a. D. und einer ist Oberstudienrat. Und es ist ein ungeheurer Leistungsunterschied, ob Jungens mit Abitur Offizier und Oberstudienrat werden, oder Jungens aus der Volksschule! Dazu gehört dann schon die ganze Fähigkeit und die Freude am Niedereinkämpfen von Hindernissen, die schon ihren Wikingsvorfahren zu eigen war.

Kampf war das Leben der Stränder seit je. Nicht nur der tägliche Kampf ums Brot mit der See, den ja schließlich jeder Fischer führen muß, sondern auch wirklicher Kampf um Haus und Hof. Die ersten hatten sich ihr kleines Dorf in einem Dünenental im Wald angelegt, nahe am Strand. Aber noch während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten kam eine Sturmflut und riß einen Hunderte von Metern breiten Küstenstreifen ab, und mit ihm verschwanden die Häuser der Stränder in den Fluten. Mit dem, was sie gerettet hatten, gingen sie bis hinter die Dünen zurück, legten sich eine neue Rodung an und bauten ihr Dorf von neuem. Doch nun erhob sich ein anderer Feind: die Flut und furchtbare Stürme hatten Busch und Kraut vernichtet und die Dünen freigelegt, und da begann die Düne zu wandern! Von der Unheimlichkeit dieses riesigen, gelben, kriechenden Antieres macht sich der Binnenländer überhaupt keinen Begriff. Unerbittlich schiebt sich ihr 10 bis 20 Meter hoher Steilhang, einem Absturz gleich, heran. Sie kann in besonders wilden Jahren bis zu 40 und 50 Meter wandern, kein Einhalt kann ihr geboten werden. Sie verschlingt alles, Busch und Strauch, riesige Bäume und geduckte Häuser, Bodenerhebungen und Wasserlöcher. Kilometerweit zieht sie sich dahin, kein Gras und kein Halm ist zu sehen, nur wandernder, ewig wandernder Sand! Und dort, wo sie vorüber ist, starrt trostloser Baumfriedhof in die Luft, an der alten Dorfstätte kommen plattgewalzte Trümmer der alten Häuser zum Vorschein, das Ganze eine grauenhafte Darstellung des restlos vernichteten Lebens. So mußten die Stränder noch weiter zurück und schufen sich die Rodung, in der das Dorf heute liegt. Jetzt aber sitzen sie schon beinahe im Moor, und wenn die Herbststürme mit ihrem Regen kommen, tragen Mann, Frau und Kind sogar im Dorf Seestiefel.

Der Acker ist knapp, denn die Rodung zu erweitern, ist nicht möglich. 4 Morgen kommen auf die Familie des Fischers. Zur Pferdehaltung reicht das nicht zu, und Frauen und Kinder ersetzen den Pflug mit

dem Spaten! Oft genug war es so, daß die Kartoffeln im blanken Wasser gebudelt wurden und das bißchen Korn schwarz wurde und verfaulte. Dann sind auch die Wege für jedes Gespann unpassierbar, und auf schmalen, glitschigen Streifen müssen die Frauen durchs Moor und auf hochbepackter Karre jedes Pfund Salz, jedes Stück Tuch und Leder, jeden Nagel und jedes Liter Petroleum für die Lampen in vielstündigem Kampf mit dem saugenden Boden nach Hause schleppen und schieben.

Ist die Schlangenjägererei die „Hausindustrie“ der Männer, so haben auch die Frauen ihre Nebenbeschäftigung. Sie gehen auf die Beeren, „sagd“. Im Sommer ist alles, was es an Frauen, Greisen und Kindern gibt, im Walde und sammelt

Eimer über Eimer voll von Blau- und Preiselbeeren. Außerdem aber - und das ist eine botanische Merkwürdigkeit - wächst in den Wäldern um den „Strand“ und nirgends sonst die „Krähenbeere“ (*Empetrum nigrum*), eine Pflanze, die sonst nur noch am Harz und in Südschweden vorkommt. Ihre Stengel werden kunstvoll behandelt, um dann zu einer besonderen Art von Besen verarbeitet zu werden. Ziehen sommertags die hochgewachsenen blonden Frauen mit dem schweren Fischkorb auf dem Rücken (die sogenannte Liesche faßt bis zu 75 Pfund) den weiten Weg durchs Moor ins Land, so gehen sie im Winter denselben Weg, wenn er passierbar ist, mit diesem Stränder Erzeugnis, das seiner Qualität wegen reisenden Absatz findet, dessen Menge

aber durch die Natur Grenzen gezogen sind.

Und trotz alledem: mochte der Boden so karg sein wie er wollte, war das Ergebnis der Küstenfischerei in den offenen Booten nur gering, es ist ihre Heimat, das Stück Land, das ihre Vorräter in Besitz nahmen und das jeder einzige von ihnen sich immer wieder neu erkämpfen mußte. Die Stränder sind ein Menschenschlag von ganz ungewöhnlicher Zähigkeit und Härte. Das Blut ihrer Wikingsvorfahren, des Menschenchlages, der auf Islands öden Lavafelsen gegen Not und Tod und Unterdrückung gekämpft und seinen Platz gehalten hat, das königliche Gefühl des nordischen Menschen, frei und sein eigener Herr zu sein, lebt in ihnen noch heute.

## So sind wir Pommern ♦ ♦ ♦ VON WALTER SCHRODER

Daß wir Pommern unsere Eigenart haben, daß wir von besonderem Schlage sind, erfährt jeder Fremde, der sich einmal kürzere oder längere Zeit in unserer Heimat aufhält. Das weiß ebenso der Einheimische, der je einmal mit Vertretern anderer Gauen in Berührung kam. Wohl sind wir allesamt Deutsche, aber es ist keine Frage: Wir Pommern halten und geben uns anders wie die Bayern, anders wie die Sachsen; dagegen sind wir wesensverwandt den Westfalen, Mecklenburgern, Schleswig-Holsteinern, kurz allen Niederdeutschen.

Dieser Unterschied zwischen den deutschen Stämmen darf nicht verwischt oder gar zerstört werden. Denn gerade in der Eigenart der verschiedenen Stämme offenbart sich erst die ganze Fülle deutscher Kraft und deutschen Geistes.

Was ist denn aber pommersche Art? Es ist nicht ohne Wert, dieser Frage einmal genauer nachzugehen und so den pommerschen und damit zugleich - im großen und ganzen wenigstens - auch den niederdeutschen Menschen zu zeichnen. Um so besser wird es uns gelingen, das uns überkommene Erbe unversehrt, ja womöglich in seinem besten Gehalt noch vertieft, an unsere Kinder und Kindeskinde weiterzugeben. Und klar und deutlich erkennen wir unsere Aufgabe, die heimatliche Art nach besten Kräften zu pflegen und zu fördern.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, daß uns Pommern auch allerhand gerade

nicht sehr schmeichelhafte Eigenschaften nachgesagt werden. Das ist Scherz und Neckerei. Allbekannt ist ja der Spruch „Der Pommer ist im Winter so dumm wie im Sommer“. Als ihn einmal ein Brandenburger einem Pommer gegenüber äußerte, erwiderte unser Landsmann Schlagfertig: „Daselbe gilt von dem Märker - nur noch stärker!“ O nein, wir sind nicht dumm, wir sind auch nicht grob oder maulfaul und langweilig! Wer das im Ernst behaupten wollte, der verkennet, wie wir gleich sehen werden, wesentliche Züge des pommerschen Menschen.

An Tel un aan Hast,  
äwer tru un fast,  
un bünnig un fort -  
dat's Pommernoort.

Der Pommer ist ein stiller und nüchterner Mensch - bei aller Stärke des Empfindens, die es mit sich bringt, daß er im entscheidenden Augenblick fest zupackt. Er hat einen klaren Tatsachensinn, der ihn auch den Gefahren des Lebens ruhig und entschlossen ins Auge sehen läßt. Er redet nicht viel von dem, was er denkt. Er ist mehr ein Mann der Tat als des Wortes, wie jeder Niederdeutsche. Aus dieser Schweigsamkeit darf man jedoch keineswegs auf eine Anhöflichkeit des pommerschen Menschen schließen. Hinter dieser scheinbaren Zurückhaltung verbirgt sich vielmehr ein sehr bedeutungsvoller und tiefer Wesenszug des Pommern - sein starkes Selbstgefühl

und Selbstbewußtsein. Ich denke an den Bauer unserer Heimat. Er weiß, was er will, was er kann, was er bedeutet. Und dieses seines Wertes bewußt, setzt er sich unter allen Umständen durch, wann und wo es ihm ratsam erscheint. Dabei ist er beharrlich, zähe, hart, schroff und unerbittlich, was einem Fremden leicht wieder als Anhöflichkeit oder gar Grobheit erscheinen kann. Aber der Pommer ist kein Freund von vielen Verhandlungen und Winkelzügen, er geht seinen Weg am liebsten geradedurch.

Natürlich, wo Licht ist, da ist auch Schatten. Gar nicht selten arten diese Beharrlichkeit und Zähigkeit zu einer gewissen Dickköpfigkeit und Unbelehrbarkeit aus - gerade dafür ließen sich viele ergötzliche Beispiele anführen. Im guten Sinne freilich hat uns dieselbe Zähigkeit, diese Beharrlichkeit im Verfolgen der Ziele um so prächtigere Soldaten geschenkt: die Feldmarschälle von Schwerin und von Wrangel, Graf York, Kriegsminister von Noon, die Generale von Beseler, Liman von Sanders, von Lettow-Vorbeck und die Admirale von Schröder und Schulz, um nur einige Namen zu nennen, waren Pommern. Auch Ludendorff entstammt pommerschem Blut. Und auch Zieten, Blücher, Scharnhorst, Moltke waren Niederdeutsche. Sie alle zeichnen ein kühler, klarer Verstand, ein weiter Blick und eine feste Hand aus.

Aber auch Organisatoren von dem Range eines Johann Bugenhagen oder -

in der Neuzeit - eines Heinrich von Stephan konnten nur auf niederdeutschem, in diesem Falle auf pommerschem Boden werden und wachsen. Allen diesen Persönlichkeiten ist zugleich ein unbändiger Optimismus zu eigen, eine frohe und siegesgewisse Lebensauffassung, die sich treffend in unserem plattdeutschen Sprichwort kundgibt:

Kümmt Tied, kümmt Raat,  
Kümmt Sommer, kümmt Saat,  
kamen Kinner, kamen Büxen!

Das ist kein blinder Fatalismus, der aus diesen Worten spricht, das ist Vertrauen auf die eigene Kraft.

Doch noch eine andere Folge hat jene feste, stolze und beharrliche Art des Pommern - seine Wahrheits- und Freiheitsliebe! Auch seine grundfeste Ehrlichkeit, seine sprichwörtliche Treue und sein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl - wat sin möt, möt sin - haben in dieser Gesinnung ihre Wurzel.

Freilich, ein Charakter, der keine Widersprüche in sich hätte, wäre kein Charakter! Deshalb darf es uns auch nicht wundernehmen, daß, wie beim niederdeutschen Menschen überhaupt, so auch beim Pommern neben jener strengen Wahrheitsliebe nicht selten eine gewisse Schläue und ein Zug von Ver-

schmitztheit zu finden sind, die dann jenes Gut der Wahrhaftigkeit fast wieder aufzuheben scheinen. Wir wissen ja auch, daß der Gerissenste aller Durchtriebenen, Keineke Fuchs, nicht nur in seiner Sprache, sondern ebenso seiner Gesinnung nach ein niederdeutsches Erzeugnis ist. Doch vermag glücklicherweise dieser wenig sympathische Zug der Verschmitztheit die sonst eindrucksvolle Harmonie des pommerschen Menschen nicht zu zerstören. Die Haupteigenschaften des Pommern sind und bleiben seine Ehrlichkeit und unbedingte Zuverlässigkeit.

Auch in seinem Seelenleben hat der Pommer seine Eigenart. Er ist auch darin zurückhaltend. Seine schlichte Herzensfrömmigkeit kehrt er niemals nach außen, sondern verbirgt sie am liebsten im tiefsten Herzen. Er redet wenig von Gott, aber er trägt ihn in seiner Seele. Darum kennt er auch keinen Spott in religiösen Dingen. Gott ist ihm im Werden und Wachsen der Natur, im weiten Himmel der niederdeutschen Tiefebene, in der Unendlichkeit des Meeres vertraut und ganz nahe.

Der echte Pommer spricht seine plattdeutsche Muttersprache. Er liebt in ihr das Anschauliche, das Konkrete und das Bildhafte, ganz und gar nicht das Abstrakte. Als ein mir bekannter Pfarrer in seiner Gemeinde einmal einem Tagelöhner sagte, er möge doch dafür Sorge tragen, daß sein Hofgänger gute Sitten annähme, da erwiderte der Tagelöhner: „Dat hett hei mi ok all seggt, dat Sitten kann hei nicht uthollen.“

Das Schreiben ist des Pommern schwache Seite. Er schreibt nicht gern; zumeist hat er sogar eine Unlust, Briefe zu schreiben. Auch das ist niederdeutsche Art. So schreibt Klaus Broth in einem Brief an seinen Freund Friedrich Eggers am 22. Januar 1861: „Wir hatten uns schon öfter gefragt, warum Sie wohl nicht einmal schreiben - nicht mit Zweifeln oder dergleichen, der Norddeutsche hat ja für alles Zeit, Gefühle sind ihm wie Früchte, die reifen müssen und herabfallen zu rechter Zeit. Man muß sie nicht herabschütteln . . . Auch ich hatte Ihnen schon einen Brief angefangen vor Monaten, den ich Ihnen als Bruchstück mitsende, er erfüllt auch so seinen Zweck, weiß Gott, warum er liegenblieb.“

Liebevoll breit dagegen wird der Pommer beim Erzählen, sobald er überhaupt erst einmal richtig zum Reden kommt. Auch die geringsten Einzelheiten werden dann so ausführlich wie möglich vorgetragen. Eine mündlich an mich auf dem Lande überbrachte Einladung könnte so aussehen: „Schönen Gruß von Herrn



Alte Fischerfrau aus Lubmin

Meier un Fru Meiern, un Herr Meier un Fru Meiern laten Herrn Pastor un Fru Pastern fragen, ob Herr Paster un Fru Pastern nich so gaud sin wullen un hüt abend tau Herrn Meier un Fru Meiern happen rümkommen." Sonst, wie gesagt, redet der Niederdeutsche - zumal Fremden gegenüber - nur ungerne und wenig, was ihm von Nichtkennern wohl mitunter den Vorwurf der Wortkargheit oder gar Maulfaulheit eingetragen haben mag. Man sollte aber auch hier sagen, was man sonst allgemein von den Menschen zu sagen pflegt: Je reicher das Empfinden, je tiefer das Gefühl, desto weniger Worte! Die Gemühtiefe des pommerschen wie überhaupt des niederdeutschen Menschen braucht heute nicht mehr unter Beweis gestellt zu werden.

Verbunden mit dieser Gemühtiefe ist sehr oft ein Hang zum Träumerischen, ein starke Phantasie, die unter dem Einfluß von Himmel und Meer nicht so sehr auf das Liebliche, als vielmehr auf das Große und Weite gerichtet ist. Die Münchhausen-Geschichten, die Schwänke von Till Eulenspiegel sind bei uns in Niederdeutschland zu Hause. Vor allem haben auch die pommerschen plattdeutschen Sprichwörter die Erinnerung an Till Eulenspiegel bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten: Nu schla Gott den Düwel dood, säd Alenspiegel, door platzen em de Büxen. - Wenn dat nich gaud för de Wanzen is, denn weit ick nich, wat bäter is, säd Alenspiegel, un stickt sien Huus an. - Oll Lüd gaan vöran, säd Alenspiegel, door stör hei sien Grooßmudder von de Trepp. - Wir sagen auch noch heute von einem Menschen: „Hei süht ut as 'n richtig Alenspiegel." Zu alledem aber können wir Pommern noch mit etwas Eigenem, mit unseren zahlreichen Janower Schwänken aufwarten.

Auch die köstlichen Lügengeschichten von der Wasserfante sind in diesem Zusammenhang zu nennen, die man weit und breit an unserer Küste findet. Ich denke an die beiden Schiffer, die in Stettin am Hafen sich die Haut voll lügen. „Du wist mi dat nich tau glöben", säd Käppen Langmaak, „wat ick vör hief Joor mit mien eigen Ogen beläwt hew. Ik foort dunntaumaal von Stettin na Stockholm, un as wi na Schwinemün'n kamen, springt door so'n gottverdamigten Kierl von't Bollwerk in't Water un schwenmt - haal mi de Düwel, wenn't nich woor is - ümmertau näben mien Schipp her, öwer de Ostsee röwer un ümmer wider bet na Schweden - un as wi denn in Stockholm ankemen - wist mi dat tau glöben? - denn is de Düwelskierl ok all door. Wat seggst nu,

Korl?" „Oh", antwoort't Käppen Stöwhaaf', „dat freugt mi, dat du dat mit ansehn heft un dit betügen kannst; denn de Kierl, dei dunntaals näben dien Schipp herschwommen is, süh, Pöuling, dat bün ick wäst." (Vgl. Otto Walter, Door lach ick öwer, Bd. 2, S. 50.)

Welch prächtiger Humor spricht aus dieser Geschichte! Hier ist der Pommer auf seinem ureigensten Gebiet. Denn er hat wie alle Niederdeutschen einen ausgeprägten Sinn für Humor, und zwar für einen Humor, der zumeist mehr durch die Sache selbst als durch die Formgebung wirkt. Humor ist, wie jemand gesagt hat, die Gabe, über sich selbst zu

schweben und sich selber dem Lachen preiszugeben. Von diesem schlichten, im Plattdeutschen bisweilen derben, aber immer herzerquickenden Humor, der zu allen Widerwärtigkeiten des Lebens schnell ein lachendes oder schmunzelndes Wort bei der Hand hat, gebe ich wieder ein paar Beispiele aus den Sprichwörtern: Allens mit Maten, säd de Schnider, door schlög hei sien Wief mit 'e Ell. - Allens unner Water, säd de Voß, door schweit't em vör Angst. - So wat läwt nich, säd de Buur, door sünn hei 'ne dodig Pogg. - Kopparbeit grippt an, säd de Oh, door trücf hei taun iersten Maal in'n Plaug. - Man nich ängstlich, säd de Papagei, door güng



Junger Lubminer Fischer

Aufnahmen: Lammets

de Katt mit em tau Bön. - Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, säd Allen- speigel, door sett't hei sich mit 'n Noors in'n Immenschwarm. - Wat olt is, datt ritt, säd de Düwel, door veet hei sien Grooßmudder een Uur af.

Jedenfalls ist ein rechter Pommer um ein passendes, meist humorvolles Wort zu gegebener Zeit niemals verlegen. Immer hat er den Mund auf dem rechten Fleck. Dafür noch eine kurze Geschichte. Zu einem Pfarrer auf dem Lande kommt ein Gemeindeglied und sagt, er wolle sich wieder „verändern“, mit andern Worten: wieder verheiraten. Der Pfarrer wundert sich. „Wie“, sagt er, „schon so bald? Raum sind drei Monate seit dem

Tode Ihrer Frau ins Land gegangen?“ „Je, Herr Paster, Sei weiten woll, wo- ans dat is. Riken S', id hew 'ne Wirt- schaft, un door möt wedder 'ne Fru rin.“ „Na, und wen wollen Sie heiraten?“ „Je, id har dacht, id will de drüdd Schwester ok noch frigen.“ „Was?“ ruft der Pfarrer. „Mit Ihrer ersten Frau haben Sie wie Katz und Hund gelebt, mit der zweiten war's fast noch ärger, und nun wollen Sie die dritte Schwester heiraten? Da gehört Mut zu. Haben Sie sich das überlegt?“ „Ja, Herr Pa- ster, öwerlegt is dat. Id hew dacht, id will de Sort utrotten.“

Doch genug! Wir finden den Humor im Leben unserer Landsleute in allen

Formen und Schattierungen. Früher war er bisweilen sogar auf Grabinschriften zu finden. Es ist selbstverständlich, daß er auch bei vielen unserer heimatischen Dichter, hoch- wie vor allen plattdeut- schen, eine große Rolle spielt.

Pommersche Art - unsere Eigenart! Wir wollen sie hüten und pflegen und zu Nutz und Frommen unseres großen Va- terlandes erhalten. Denn wie sagt Fritz Reuter? „Wer eigen Ort frei wünn un woort, bi den'n is in Noot ein taun besten verwoort!“

(Von Walter Schröder stammte auch der Aufsatz über Ernst Eduard Taubert in der Septemberfolge)

## König Göstas Uhr

Zur Uhr Gustav IV. Adolf im Stralsunder Museum - Von Inga Mertens

In einem der niedrigen, um den Markt- platz von Bergen auf Rügen gereihten Fachwerkhäuser sind am Nachmittag des 28. Dezember 1809 die Rollgardinen schon frühzeitig heruntergezogen, und das matte Licht, das durch ihre Spalten in die zögernde Dämmerung sickert, verrät den Nachbarn in den kleinen roten, blauen und weißen Häusern, die sich in diesen Nachweihnachtstagen den Luxus einer ausgedehnten Dämmerstunde mit Auf- die-Gasse-Schauen, allgemeinen Stadt- gesprächen und freundnachbarlichem Klatsch gönnen, daß Kantor Dammas schon wieder an der Arbeit sitzt.

Friedrich Dammas, der kleine schmäc- tige Organist von Sankt Marien, schreibt an seinem wackligen Tisch die Stimmen für den Neujahrskantus mit gemischtem Chor aus und muß dabei manchmal an das schmale Spinett treten, um prüfend ein paar Töne oder einen Akkord zu greifen.

Aber nicht vor Begeisterung an der Musik glühen seine Wangen bis unter die weißen Haarbüschel hinauf, nicht vor Arbeitseifer fährt seine Feder so heftig über die Notenblätter, die kreuz und quer seinen Tisch und die benachbarten Stühle bedecken. Man muß Friedrich Dammas kennen, um zu wissen, daß in dieser kleinen armseligen Leiblichkeit - sie haben die Orgelbank für ihn erhöhen müssen - ein Herz mit ungewöhnlichem Feuer, mit großen kühnen Gedanken

klopft. Gibt es einen schärferen Politiker, einen heftigeren Verächter aller revolu- tionären Ideen, einen glühenderen Napo- leonhasser, überhaupt - einen leiden- schaftlicheren Bewunderer jeder Größe und jeden Heldentums in Bergen, nein, auf ganz Rügen?

Darum läuft ein Name für ihn an den Stammtischen um, der zu gleichen Teilen Spott und Anerkennung enthält, der ihm aber die Tränen in die Augen treibt: Kantor „Löwenherz“!

Es ist ein Martyrium, ein Löwenherz in der Brust zu tragen und statt eines Schwertes den taktierenden Fiedelbogen schwingen zu müssen; kein anderes Be- tätigungsfeld zu haben, als mit pom- merschen Kindern „Weil ich Jesu Schäf- lein bin“ einzustudieren.

Es ist z. B. auch heute unerträglich, fünfzigmal die gleichen Noten - noch da- zu zum Lob einer zweifelhaften Obrig- keit - abzuschreiben, wenn das heiße Herz doch seit Tagen einen geliebten Hel- den ins Exil begleitet.

Denn ein Held ist Gustav IV. Adolf von Schweden für Kantor Dammas, mögen auch alle die großen und kleinen Untertanen jetzt unverhohlen das Gegen- teil behaupten. Dieser junge König, der als einziger Monarch, ohne selbst bedroht zu sein, die große Aufgabe erkannt hatte, den gefährlichen Anruhfister in Europa, den gewissenlosen Eroberer, den „Pa- venü Bonaparte“ vom geheiligten Thron

der Bourbonen zu verjagen. Der unbe- irrtbar und von keiner Niederlage belehrt, diesen einen Weg verfolgte; sich auf kein Verhandeln, kein Paktieren einließ - wie der Russe und der Preuße - und unzu- gänglich den überredenden und beschwö- renden Stimmen seiner Ratgeber nur der Stimme Gottes gehorchte, die ihm be- fahl, den unheimlichen Korssen, den „Antichrist“, unschädlich zu machen. - -

Was kann König Gustav dafür, daß über allem, was er nur ansaßt und be- ginnt, ein Anstern zu walten scheint? Wäre es nicht die Aufgabe seiner Um- gebung gewesen, bei dieser Anlage zum Mißgeschick vorbeugend und ausgleichend zu wirken? Wenn, par exemple, der Oberzeremonienmeister keine Schlafmütze gewesen wäre, hätte es nicht passieren können, daß bei der Krönung die alte Vasalkrone sich als zu groß erwies und dem König vom Kopf glitt; was sich das dumme Volk natürlich eilig als böses Omen zuflüsterte!

Und ebenso könnte man doch viel eher die Schuld an dem Mißlingen der pom- merschen Operationen und an dem un- glückseligen Ausgang des Finnischen Krie- ges den schwedischen Heerführern zu- schreiben, die ihren ernsten, sparsamen, gewissenhaften und frommen Herrscher mißgünstig belauerten, kritisierten und hintergingen, statt ihn zu lieben; und die vor allem den Glauben an seine göttliche Sendung nicht teilen wollten.

Jeder einzelne wird an diesem späten Dezembernachmittag vor den Richterstuhl des kleinen Organisten zitiert: Palmquist, Mörner, Armsfelt, Klingspor, Silfersparre und Adlerkreuz. Jeder von ihnen muß Rechenschaft über seine Gesinnung und sein Handeln ablegen, und alle werden sie zu leicht befunden.

„Pfu! Teufel“, er schleudert heftig die Feder von sich, „ein Adlerkreuz, der sich zum Büttel bei seinem König macht!“

Ein Mann wie Friedrich Dammas an König Gustavs Seite, und alles wäre anders gekommen! Gewiß, auch er ist nicht blind für die Schwierigkeiten und Mängel im Charakter des Königs. Aber - er seufzt - wer ist ohne Fehler? Zum Beispiel ist der Preußenkönig doch auch ein Mensch voller Anzulänglichkeiten. Aber wozu haben denn die Könige die besten und klarsten Köpfe ihres Landes als Ratgeber und Heerführer um sich?

Und gilt es nicht heute, vor allem die Idee des unantastbaren Königtums wie ein Panier hoch über die Wirren der Zeit zu schwingen? Wie gottlos und verdorben bis in alle Schichten muß eine Menschheit sein, die das nicht erkennt! In Paris war es der Pöbel, in Stockholm war es der Adel, der seinen König vom Thron zertrte!

Kantor Dammas ballt die Hände: warum, ach, warum ist er hier zum Notenschreiben und Choralesingen verurteilt, wo es an anderen Stellen der Welt so viel für ihn zu tun gäbe? Ein geringschätziger Blick streift das Bild des kleinen schwächlichen Mannes im Spiegel. Gott sei Dank, daß wir in einem Jahrhundert leben, wo ein von großen Ideen beseeltes Herz ebensoviel oder mehr auszurichten vermag als ein herkulischer Körper!

Die Feder tupft längst keine Notenköpfe mehr. Sie strichelt, ein wenig unsicher, die Amrisse Südschwedens, die Ostfeinseln und die pommerische Küste aufs Papier, und die Gedanken versuchen, König Gustav zu finden, der, umlaufenden Gerüchten nach, in diesen Tagen sein Land verlassen muß.

Das Wetter ist denkbar ungünstig für eine Reise, sei es zu Wasser oder zu Lande. Es hat wochenlang unermüdlich geschneit und hart gefroren. Zu Weihnachten aber gab es Tauwind und Regen. Nun treibt um Rügen das Eis in gefährlich hohen Schollenbergen, und der Schnee auf den Wegen - an manchen Stellen meterhoch zusammengeweht - ballt sich und überfriert nachts mit messerscharfen Krusten. Kein Mensch begibt sich ungenötigt hinaus, ausgenommen die großen Nimrode, die jetzt allem Unwetter zum

Trotz ihre Jagden in der Prova und auf Jasmund, in der Granitz und um die Bodden abhalten. Als er erst die Läden schloß, hielt gerade ein Schlitten nebenan, vor des Medizinalassessors Haus. Ein bäuerlicher Strohschlitten mit zerbrochener und geklickter Deichsel. Man trug einen Verletzten hinein. Es war ein mächtiges Laufen und Hantieren nebenan. -

Und bei solchem Wetter schicken die Schweden ihren König in die Verbannung!

Die Schweden?

Ja, sind denn das die Schweden, diese hohen besternten Herren am Stockholmer



Hof, diese von Ehrgeiz und eigenen Interessen geblendeten Adligen, die sich zur exekutierenden Gewalt aufwarfen? Handeln sie wirklich aus der Sorge um Schwedens Wohl?

O, König Gustav, jetzt gälte es wahrlich, dein Volk für dich aufzurufen! Ist keiner da, der, für dich zeugend und werbend, die Herzen deiner Bauern entflamnte, daß sie aufständen wie einmal die wackeren Dalekarlier, die den ersten Wasa zu Sieg und Herrschaft führten?

Gott im Himmel, läßt du wirklich einen deiner Gesalbten ohne Beistand und Rächer untergehen, während sich hier ein Mensch in Blut und Bereitschaft verzehrt? - - -

In diesem Augenblick scheppert die Glocke an der Haustüre eilig und erregt.

Friedrich Dammas liebt es nicht, so jäh seinen Grübeleien gerissen zu wer-

den. Meist bedeutet das eine schmerzlich abkühlende Berührung mit der allzu kleinen Wirklichkeit. Wer muß ihn jetzt aufstören, während er seinen König begleitet?

„Der Herr Medizinalassessor lassen den Herrn Kantor bitten, sogleich nach nebenan zu kommen. Ein hoher Reisender, der auf dem Weg verunglückte, möchte durch ein wenig Musik zerstreut werden.“ Das junge atemlose Dienstmädchen stürzt schon davon, ehe der Kantor zu einer Antwort angefaßt hat.

Das, Friedrich Dammas, ist die Antwort deines Herrgotts: „Damas, bleibe du, wo ich dich hingesetzt habe. Laß die Helden und Könige allein ihre einsamen Straßen ziehen, und spiele du einem mißvergnügten Junker einen besänftigenden Choral.“ - -

Der Medizinalassessor empfängt ihn mit kalten Händen und zieht ihn hastig in ein nach hinten gelegenes Kabinett.

„Im Hohlweg bei Trent schlug der Schlitten um“, flüstert er heiser, „Seine Majestät wurde herausgeschleudert, während Oberst Sköldbrand unter den Schlitten kam. Es ist aber nur der Fuß! Wir haben ihn geschient und bandagiert! Ich mußte aber absolute Ruhe anordnen, denn die Schmerzen sind heftig, und an eine Weiterreise ist heute nicht zu denken. Er hörte sie nebenan spielen, er bat um einen Choral. Gehen Sie hinein, er ist sehr gefaßt!“

Und schon, ehe er antworten oder fragen kann, fühlt sich Kantor Dammas in die Wohnstube geschoben. Das Zimmer, von einem abgeblendeten Licht nur matt erhellt, scheint sich langsam um ihn zu drehen. Es saust und braust in seinen Ohren, und er preßt das Samtkäppchen, das er abnahm, in zitternden Händen.

Wie sagte der Doktor? „Seine Majestät wurde herausgeschleudert.“ Ist dies etwa die Fortsetzung seiner einsamen, knabenhaften Träumereien? „Er hörte Sie spielen, er bat um einen Choral...“

Nein, dies ist Wirklichkeit! Denn dort am Fenster, die schlänke Gestalt im dunklen hochgeschlossenen Rock, voll edler Haltung, trotz des höher gebetteten Fußes, und - im Halbschlaf ein wenig gegen die Wange des Ohrenstuhles gesunken, aber unverkennbar vor den hellen Gardinen - das Profil der Wasa, das breite Kinn, der schwermütige Mund, die etwas zu große Nase, das ist Gustav IV. Adolf, Schwedens unglücklicher König!

Der kleine Kantor wundert sich, daß seine Füße imstande sind, ihn an das Spinett zu tragen. Hier kann er so sitzen, daß er dem König den Rücken zukehrt, und das ist gut, um die erste Fassung zu gewinnen. Sein Herz pocht so laut in

diesem stillen Raum, daß er fürchtet, es könne den Schlummernden wecken. Aber als er den Blick hebt - ein Spiegel hängt über dem Instrument -, hat er das Antlitz seines Königs dicht vor Augen.

Mein Gott, was haben die letzten Monate in dieses junge Gesicht an Gram und Erfahrung gegraben! Trotzdem, darüber gebreitet wie Sternenschein über einer zerstückten Landschaft, liegt selbst jetzt noch, in der Unbewußtheit des Schlafes, eine unerschütterliche Ruhe und Ergebung, eine unantastbare Hoheit und Würde.

Wohin, Friedrich Dammas, wolltest du dich mit deinem heftigen und selbstsicheren Herzen verstreigen? Dieser König braucht keinen Kämpfer, keinen Verteidiger, keinen Rächer mehr. Weißt du, wonach er allein Verlangen trägt?

Und Friedrich Dammas senkt beschämt den weißen Kopf über die Tasten, und langsam quellen unter seinen Händen die präluzierenden Akkorde des alten Kreuz- und Trostliedes hervor:

Was Gott tut, das ist wohlgetan,  
Es bleibt gerecht sein Wille;  
Wie er fängt meine Sachen an,  
Will ich ihm halten stille.  
Er ist mein Gott, der in der Not  
Mich wohl weiß zu erhalten;  
Drum laß ich ihn nur walten!

Vielleicht muß hier gesagt werden, worüber man sich in ganz Bergen einig ist, daß Kantor Dammas ein vorzüglicher Musiker ist. Er selbst wird sich dessen zum erstenmal voll Dank in dieser Stunde bewußt, als das alte wurmstichige Instrument, willig der leisesten Berührung gehorchend, voll und klar seinen stürmenden Gefühlen Stimme verleiht.

Keine Bewegung verrät, daß der König erwacht ist. Aber der Blick, der den Spiegel streift, sieht, daß Tränen unter

den geschlossenen Lidern hervordringen, unverwischt über das stolze Gesicht rinnen und lautlos auf das dunkle Tuch des Rockes tropfen.

Doch das sind keine Tränen, die die Verzweiflung oder hilfloser Zorn erpressen! Keine bitteren oder anklagenden Tränen! Dies sind die lauen Tropfen, die zur Erde rinnen, wenn der Krampf des Winters sich löst, wenn die Fesseln des Eises dahinschmelzen. Gelinde, versöhnende, heilende Tropfen!

Und Friedrich Dammas, des Jubels voll, das Rechte für seinen König gefunden zu haben, und den Blick wie auf ein fernes, gemeinsames Ziel gerichtet, erhebt bebend die alte Stimme und singt, während die Hände schier Unmögliches aus dem Spinett zaubern:

Wenn wir in höchsten Nöten sein  
Und wissen nicht, wo aus noch ein,  
Und finden weder Hülff noch Rat,  
Ob wir gleich sorgen früh und spat:  
So ist dies unser Trost allein,  
Daß wir zusammen insgemein  
Dich anrufen, o treuer Gott,  
Um Rettung aus der Angst und Not.

Immer kraftvoller und siegesgewisser wird die Stimme, immer zuversichtlicher die Begleitung. Friedrich Dammas weiß, daß dies die eine, heiß und trotzig geforderte Stunde seines Lebens ist, wo er im Dienst eines Großen ganz sich einsetzen, sein ganzes Herz hinwerfen darf.

Auf daß von Herzen können wir  
Nachmals mit Freuden danken dir,  
Gehorsam sein nach deinem Wort,  
Dich allzeit preisen hier und dort.

Er wagt keinen Blick mehr in den Spiegel, als er sich erhebt und leise zur Tür hintastet. Doch ein Wort ruft ihn zurück.

Der kleine Schirm, der die Kerze abblendete, ist während des Spiels zur Erde

geglitten. Hell liegt das Licht auf Gustav Adolfs schmalen, leidgeprägten Jüngen. Er streckt eine Hand aus.

„Herr Kantor, Sie wissen nicht, wie sehr Sie mich in meinem Schmerz getrübet und wieder aufgerichtet haben. Ich kann Sie nicht belohnen, ich kann Ihnen nur danken!“

Und es ist wieder kein Traum, daß Friedrich Dammas seines Königs dargebotene Hand ergreift und mit zitternden Lippen küßt. Gustav Adolf sieht in ein altes, tränenüberströmtes Gesicht, das vor Glück und Hingabebereitschaft leuchtet.

Warum muß er sich in diesem Augenblick des letzten tränkenden Erlebnisses auf schwedischer Erde, als ihm der Posten die Ehrenbezeugung verweigerte, erinnern? Vielleicht nur, damit neben diesem erhobenen Antlitz die lange Kette der Kränkungen und Erniedrigungen, an der er so schwer trägt, unwirklich und wesenlos werde und einer neuen Freiheit Raum gebe.

„Herr Kantor“, flüstert er, damit nicht die innere Bewegung hörbar werde, „ich möchte Ihnen meine Uhr geben. Sie ist das einzige, was ich habe, und ich möchte“ - er nestelt ein Medaillon davon -, „daß Sie diese Stunde nicht vergessen!“ - - -

Nie wird Friedrich Dammas seines Königs Uhr tragen. Er wird ein Tempelchen aus weißer Seide und goldenen Borten für sie kleben, und sie an jedem Morgen ehrfürchtig mit dem kleinen ziselierten Schlüssel aufziehen. Nie mehr wird er ungeduldig und heftig eine unverständliche Weltordnung zu korrigieren versuchen. Und wenn er sich viele Jahre später auf das letzte Lager strecken darf, wird sein Blick noch einmal aufleuchtend König Gustavs Uhr streifen und das Bild jener einen erfüllten Stunde ihn sanft hinübergeleiten, dahin, wo alle Anruhe ein Ende hat.

## Unser die See

VON HANS FRIEDRICH BLUNCK

Wir, die vom Meere geboren sind,  
Der See verfallen, verschworen sind,  
Wir, die vom salzigen Schaum der Welt  
Leben nahmen und Leben schenkten -  
Bruder, wir halten dämmererhell  
Wie wir's erstritten, das wilde Feld,  
Unser die See!

Wenn frühlings der Sturm in den Dünen gräbt,  
Fron', was zu Lande in Sühnen lebt:  
Wir rascheren Bluts, sind bald vorbei,  
Die Feuer sinken, die Deiche -  
Schaum unterm Bug, Sturmmövenschrei,  
Die Bö fährt rasch, und die Schifffahrt ist frei -  
Unser die See -



# Zwei herbstliche Tiergeschichten

VON ULRICH DUNKEL

## Der weiße Vogel

Der Herbst war wie der Sommer gewesen, lau und warm. Nun stand der Winter vor der Tür mit mürrischen und trüben Tagen.

Die Leute auf dem Lande blätterten im hundertjährigen Kalender, suchten nach Spinnen und Fliegen, ob sie schon ihre warmen Verstecke aufgesucht hätten, prophezeiten bei Neumond Schnee und Eis und glaubten fest daran, als die Saatkänse von Osten kamen und die bunten Eisentenerpel zwischen den Bühnen auf der See fischten.

Die Leute in der Stadt aber schworen darauf, daß es einen milden Winter geben würde. Sie hätten die Rücken tanzen sehen, und in den Vorgärten blühten die Rosen, und der Glieder habe Knospen getrieben. An den hundertjährigen Kalender glaubten sie nicht, die Spinnen konnten sie nicht leiden, und die rauschenden Keilflüge der Saatkans und das farbenfrohe Bild tauchender Eisenten kannten sie nicht.

Nach dem Regen kam der Nordwind, und nach ihm der Neumond mit grimmiger Kälte und klaren Tagen. Die Erde knackte und dröhnte, spaltige Äste brachen, und die nassen Stämme wurden hart und bekamen Risse.

Zum Meißenschwarm gesellte sich der Buntspecht, die letzten Stare schlugen sich zusammen, Eichelhäher lärmten - sie alle hatten wenig Zeit; der Hunger trieb sie westwärts.

Die Krähen wanderten zu den Schuttplätzen, die Finken und Ammern und mit ihnen die Haubenlerchen zogen in die Stadt und auf die Höfe. Die Hasen schoben sich an den Südhängen der Felder tief in die Sassen, und das Rebhuhnvolk blieb in der Nähe schützender Schlehdorn- und Brombeerhecken.

Es kam die Zeit der großen Not.

Blei grau war ihr Kleid, das sie von Osten her über den weiten Himmelsbogen gelegt hatte. Sie kroch langsam bis zur Küste, stürzte über die Blöcken und Schonungen, wirbelte über Äcker und Saaten, über Wiesen und Heide, vergaß nicht den Rohrwald und den See und die Wege und Triften. Wo sie geschritten war, breitete sie ihr weißes Leichentuch, und als Spur blieb nur die Todesstille.

Auf verschneitem Torfstoß im Bruch hockt ein fast schneeweißer Vogel. Die großen, gelben Augen gehen suchend hin und her. Der schwarze Hakenschnabel ragt

aus stoppligem Flaum drohend hervor, die kräftigen zottigen Füße sind bewehrt mit spitzigen Krallen.

Der Weg, den die Schnee-Eule geflogen, ist weit gewesen, vom Felsgebirge irgendwo in Nordschweden, über verschneite Geröllfelder und Inseln - bis hier her, wo Mäusespuren im Schnee stehen und Hasen und Karnickel am niedrigen Geäst hungerstillender Weichhölzer äßen.

## Vogelzug

VON HERMANN CLAUDIUS

Die Vögel zieh'n in Schwärmen  
mitsammen nun gen Süd.  
Das will die Seele härmen  
und macht die Augen müd'.

Daß ich nicht süchtig werde  
der Fernen, Herr, ich bitt'!  
Laß mich der deutschen Erde,  
für die ich litt und stritt.

Wenn deine Stürme wehen  
in Winternacht und =not,  
laß mich verwurzelt stehen  
mit meinem Lande, Gott!

Aus dem im Verlag Albert Langen / Georg Müller erschie-  
nenen Gedichtband „Sind weiter wachsen Gott und Welt“

Die Wühlmäuse werden lebhaft, wenn die Sonne sich einmal sehen läßt. Sie huschen über die weiße Decke, auf der sich tausendfach die Strahlen brechen. Zwischen den Raupen lockert sich der Schnee, sinkt zusammen und läßt das trockene Gras in großen Büscheln hervor. Das lieben die Mäuse, und wenn die Eule sie nicht täglich in Angst und Schrecken hielt, würden manche schon an den Frühling denken.

Die Karnickel am Sandberg sind vorsichtig, seitdem die große Eule im Bruch ist. Sie hören ihr Nahen schon von weitem und achten darauf in den mond- hellen Winternächten; die Schwungfedern der Eule sind hart und ihr Flug ist rauschend und gleicht dem eines Bussards.

Der große weiße Vogel schlägt das Kaninchen, das zu spät zu Bau fährt, und überrumpelt den Hasen, und sein Todesquäken fährt den anderen in die Glieder, daß sie Moor und Bruch meiden.

Aber die Eule jagt Tag und Nacht, und dabei streicht sie weit über das Land. Sie liebt die Einsamkeit und die Stille und kehrt darum immer wieder ins Torfmoor zurück.

Tage kommen, Tage gehen.

Der winterharten Zeit folgen die Schneeschmelze und Tage voller Sonnenlicht und Stürme.

Der Norden ruft auch die Schnee-Eule.

Wenn in Lapplands felsigen Hochflächen der Frühling seinen Einzug hält, kommt mit ihm die Eule. Schmelzwasser schießen brausend, singend und klingend durch tiefe Schluchten zu Tal. Sie graben Killen und Risse, stürzen über Blöcke und Steinhalden und überspülen die Moosfelder und Steinbänke. Der weiße Schnee wird gelb, und die Lemminge verlassen ihre Winterenster, und das Männchen des Schneehuhns ruft nach seiner Gefährtin.

Das Eulenpaar hat sich längst gefunden, und die weißen Schwingen stehen jetzt oft vor der dunklen Felswand, die steil zum Fluß herabfällt. Vier Eier liegen in der Nestmulde, Tag und Nacht brütet die Eule. Nur das Rauschen des Gebirgswassers, das Knistern im schmelzenden Schnee, das Rascheln aufgeschreckter Lemminge und der Flügelschlag ziehender Gänse und Enten sind die Stimmen in der weiten nordischen Welt.

Ihre ganze Liebe gehört in diesen Tagen ihrer Kinderstube. Wenn die Eule vom Jagdflug zurückkehrt, ordnet sie den schiefen Nestrand, wendet die Eier, hockt einen Augenblick unbeweglich und ihre großen Augen spähen ringsum. Dann erst läßt sie sich nieder.

Die Zeit vergeht.

Die Wasser werden stiller, und die Gräser und Flechten bekommen Farbe.

Junge Eulen liegen im Horst. Die Lemminge bekommen neue Feinde. Wenn sie wandern, wandern auch die Eulen und verteilen sich über das Land.

## Herbsttag am Meer

Gelb ist das Gras über den Dünen, gelb der Sand am Meer. Braune und rote Farbentupfen leuchten aus der dunklen Wand des Küstenwaldes, und das Gekreisch sich zankender Eichelhäher, der Ruf ziehender Singdrosseln und das melodische Flöten rastender Regenpfeifer sind Stimmen des Herbstes.

Oktoberwind bläst aus Nordosten, krönt dunkelgrüne Wogen mit schäumen- dem Gischt, treibt lange, weiße Sand- schwaden über den Strand und die Groß- möwen auf die Schlickbänke hinter schützendem Kehrwall. Oktoberwind bringt düstere Wolken, kalte Regenschauer und kurze Tage. Er bringt die Wanderer aus dem hohen Norden, die langschnäbligen Limosen, die unruhigen Strandläufer, die scheuen Regenpfeifer und den hell- leuchtenden Sanderling.

Oktoberwind treibt zur Eile und mahnt zum Aufbruch, ist herb und rauh und Ränder des großen Sterbens.

Tot ist schon das Schilf, in dem in dicken Büscheln trockenes See gras hängt, das das Meer mit der Hochflut im letzten Frühjahr brachte. In tiefem Blau leuchten

die Blüten kräftiger Strandastern. Sie sind die letzten Grüße aus längst ver- gangenen Sommertagen.

Hier finde ich Schutz vor dem Wind. Es wispert und raunt um mich in den Halmen, und die toten Blätter zittern bei jedem kalten Hauch. Ich höre die tiefen Stimmen der Stockenten, das „Pitz“ der dunklen Wasserhühner und das Faulen der Heringsmöwen.

Drüben steht fern die weiße Brandung des Meeres und der Dunstschleier des Horizonts.

Wie schwarze Flecken eilen reisenden Fluges Entenketten vorbei, und das reine Federkleid vermauselter Lachmöwen ver- schwimmt in der Trübe des Tages zu mattem Grau. Saatgänse kommen über die weite See von Schwedens Küste. Als

sie über den Sandbänken stehen, rufen sie einmal, zweimal, und gleichmäßiger Flügelschlag treibt sie vorwärts wie stürmischer Wind, mit dem sie gekommen.

Kalt ist das Watt und kalt der Himmel und herbstfarben das Kleid der Limosen auf der Sandbank. Die letzten sind es, irgendwoher, aus Lappland oder des Ostens weiten Steppen. Strandläufer begleiten sie; die großen Schnepfen sind gute Späher und haben ein scharfes Auge. Unermüdllich tastet der lange Stöcher im Schlick, und gerne waten sie dabei tief im seichten Wasser. Bei den Limosen und Strandläufern stehen die kräftigen Heringsmöwen, trägt und un- beweglich. Die breite Brust ist dem Winde zugekehrt und der Hals tief eingezogen. Kommt ihnen eine der unruhigen Lach- möwen zu nahe, strecken sie sich und schreien, und es klingt wie das Bellen eines Hundes in weiter Ferne.

Der Tag geht langsam zur Neige. In den Wettereichen auf der welligen Düne hinter mir lärmen die Meisen. Ein bunter Schwarm, der westwärts wandert. Es pfeift der Mäusespecht im wilden Birn- baum, und Kotkehler schnickern im Ge- sträuch des fruchttragenden Strand- dorns. Ein Flug Bergfinken streicht vor- bei, Lerchen und Pieper folgen.

Schwarz ist die Fläche des Watten- meeres, und der Sturm kräuselt die Weite, wenn seine Böen darüber hin- gehen. In langer Kette liegen die Stock- enten in der Bucht. Seit der Mauerzeit im Juli sind sie hier versammelt, und jetzt bekommen sie Gesellschaft von Pfeif- und Löffelenten, schneeweißen Schwänen und grauen Gänsen.

Die Stockenten lieben das Wetter; denn sie sind sicher vor den Fischern, und der Seeadler kommt seltener aufs Watt hinaus. Und wenn er kommt, dann kämpfen seine klasternenden Schwingen mit dem Sturm, und die Enten und Bläßen drängen sich zusammen, und die vielen kurzen kräftigen Flügel peitschen das Wasser, daß ein Brausen und Rauschen die Luft erfüllt. Wer abseits bleibt, versucht zu tauchen, um so dem gefährlichen Feind zu entgehen. Aber viele verlieren die Kraft und die Aus- dauer, und der Adler trägt dann bald seine Beute zurück zum Küstenwald und kröpft sie auf dem stärksten Ast der Rand- kiefer.

Es ist kalt, als ich heimwärts gehe, und der Sturm hat zugenommen. Morgen schon wird es anders sein: die Schnepfen werden weiterwandern und die Möwen folgen. Die Enten streichen westwärts, und die große Stille am Dünenwald hält ihren Einzug.



Spiel am Herbststrand

Aufn.: Thiede

# Der Bauer

VON F. NAGEL

Als im Jahre 1933 das Reichserbhofgesetz die Bestimmung brachte, daß nur der Eigentümer eines Erbhofes den Anspruch habe, sich „Bauer“ zu nennen, wurden wohl hier und dort gegen diese Festlegung Einwendungen gemacht, da ja auch die anderen Landwirte, ebenso wie der Erbhofbauer, den Boden bebauten. Man leitete also offenbar das Wort „Bauer“ von „bebauen, bauen“ ab - mit Unrecht; denn Bauer stammt nicht vom altdeutschen būwen, plattdeutsch bügen, her (dann müßte es ja im Plattdeutschen de bürger lauten), sondern es führt sich auf eine germanische Sprachwurzel bū zurück, die „wohnen, leben, sein“ bedeutet.

Die alte Form von Bauer lautet gebūr, so im Sachsenspiegel des Eike von Repgow: „Swar gebure en nie dorp besettet von wilder wortelen, den mach des dorpes herre wol geven ervetinsrecht an deme gude.“ („Wenn Bauern ein neues Dorf von wilder Wurzel - also Neuland - besiedeln, denen kann der Grundherr wohl Erbzinsrecht an ihrem Hof gewähren.“) Und dieser niedersächsischen Quelle vom Jahre 1230 sei eine oberdeutsche Urkunde des Klosters Maulbronn in Württemberg vom Jahre 1289 zur Seite gestellt, in der es heißt: „Swenne aber die münche zimerholzis bedürftin, .. so suln die münche dasselbe den geburen vurlegin unde suln die gebur in nicht versagen, swas si des holzes bedürftin.“

Also, der gebūr ist die mittelalterliche Form des Wortes „Bauer“ im Hoch- und Niederdeutschen. Was ist das nun für ein ge in der Vorsilbe? Es entspricht dem lateinischen con, wie in Konrektor, Kommitte, Kompanie (Brotgemeinschaft!) und bringt die Verbundenheit mit etwas, die Zusammengehörigkeit mit anderen zum Ausdruck, so in Geselle, Genosse, Gefährte oder Gemahl.

Und dann müssen wir beachten, daß die Kernsilbe būr heißt, nicht būer oder būwer; diese Wörter bezeichnen im Mittelhochdeutschen einen Mann, der etwas baut oder bebaut. Das r ist also in unserem Wort nicht Endung oder Ableitungssilbe, es gehört vielmehr zum Stammwort selbst. Hier handelt es sich um ein uraltes Hauptwort, das sich auch die Holländer in buren und die Engländer in neighbour (Nachbar) erhalten haben, und das den Bewohner, den Ein-

wohner, den Geshaften bezeichnet. Zugrunde liegt das germanische Zeitwort būan = wohnen, sein, das noch in unserem „ich bin“ und im englischen „to be = sein“ weiterlebt, und von dem auch das Vogelbauer abgeleitet ist.

Gebūr bedeutet demnach den mit seinen Genossen in der gebürschaft oder gebürsame, also der Dorfgemeinschaft Zusammenwohnenden, der alle Rechte und Pflichten eines Dorfgossen oder „Nachbarn“ hat. Das nämlich ist die zweite Gestalt - mittelhochdeutsch nachbūr, nachgebūr -, in der das Wort Bauer in der alten Zeit auftritt.

Zum Beweise einige Urkundenstellen. Im Weistum des Dorfes Jams in Tirol heißt es um 1370: „Item so sullent die nachpaurn dem richter einen dorfvogt setzen, der dem richter und der nachpaurnschaft fuglich (genehm) ist.“ Und genau wie hier sind die „Nachbarn“ auch in der folgenden niederdeutschen Kirchenmatrikel von Blesewitz in Vorpommern als die Bauern des Dorfes gekennzeichnet: „En Kamp liggt in deme Felde; de hoeret dem Godeshuse und de Naber begaden (bestellen) em jährlich der Kerke tom besten“ (1576). Ebenso heißt es in der Matrikel von Züßow, Kreis Greifswald, aus dem Jahr 1581: „... hat der Pastor sein Anteil andern Nachbahren gleich in den Bildeländern an Korn und Futter“, also an der allen Bauern gemeinsamen Allmende, die an anderer Stelle der Urkunde ausdrücklich die „Nachbarnfreiheit“ genannt wird.

Beide alten Bezeichnungen des Bauern, sowohl gebūr wie nachbūr, haben sich übrigens in zahlreichen Eigennamen erhalten: in Gebauer, Gbaur, Gebühr, dann auch in Niebuhr, Niebauer, Neubauer, Naber, Neuber u. a. Zu der Gruppe dieser Bauernnamen gehört auch noch Burmeister; das ist nicht eine Verkürzung von Bürgermeister, sondern kennzeichnet den bürmeister, den Bauernvorsteher. So heißt es in der hochdeutschen Fassung des Sachsenspiegels: „Was so der burmeister schafft des dorfes vrommen mit willefore der meisten menje der gebure, des en mag de minnere teil nicht widerreden“ (Was der Bauermeister zu des Dorfes Nutzen mit Zustimmung des größeren Teils der Dorfgossen anordnet, dem darf sich die Minderheit nicht widersetzen).

Ist es nun ein bloßer Historismus, also letzten Endes eine unnütze Spielerei, wenn wir das Wort Bauer bis zu seiner Grundform hinauf zurückverfolgt haben und seinen ursprünglichen Sinn zu deuten versuchten? Nein - denn einmal haben wir dabei die innere Berechtigung des den Erbhofbauern verliehenen Anspruchs auf den Ehrennamen „Bauer“ nachgewiesen, weil gerade sie die natürlichen Träger jeder gesunden und starken Dorfgemeinschaft bilden, also wirklich „gebüre“ im alten Sinne sind; und zum anderen vermögen uns die alten Formen des Wortes Bauer einen Hinweis auf die Auffassung zu geben, die unseren germanischen und deutschen Vorfahren vom Bauertum gehabt haben. Für sie war der Bauer offenbar nicht ein krasser Individualist, ein Mensch, der nur sein eigenes und seiner Familie Wohl kennt, sondern der Mann der Gemeinschaft; denn danach haben sie ihn benannt.

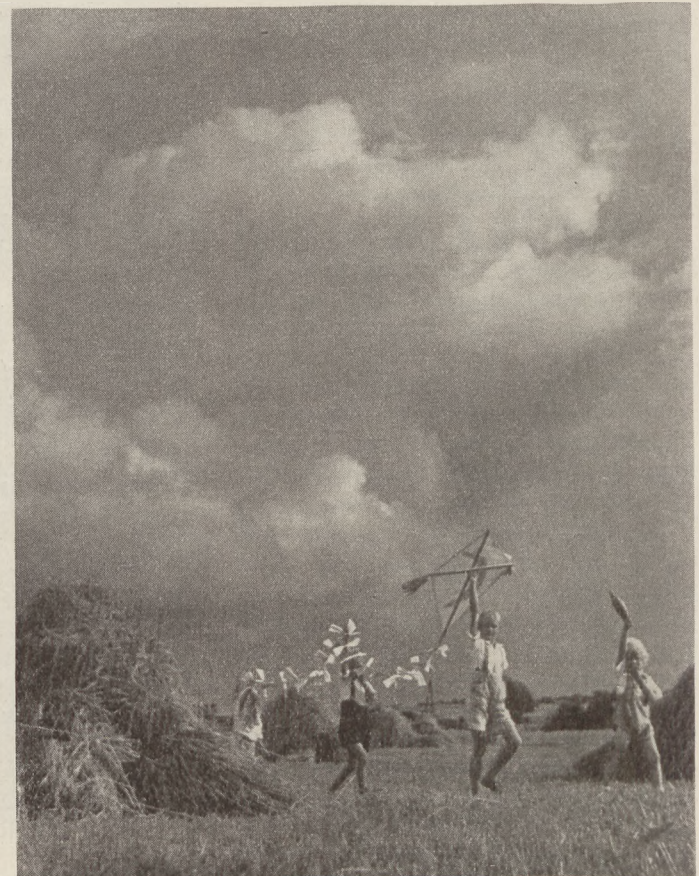
Wenn in späteren Zeiten, namentlich in den letzten hundert Jahren bis 1933, dieser alte Gemeinschaftsgeist zurückgegangen ist, so ist das im wesentlichen die Folge dessen gewesen, was Ernst Morik Arndt die „französische Freiheit“ genannt hat, also das Ergebnis des auch auf die ländlichen Verhältnisse und besonders auf das Bodenrecht übertragenen Wirtschaftsliberalismus. Dieser hatte die alten Bande der Gemeinschaft zerrissen und aus dem deutschen Bauern den Farmer gemacht, so daß er sich mehr und mehr daran gewöhnte, seinen Hof und seinen Acker als Kapitalsanlage zu betrachten, aus der möglichst viel Geld herausgewirtschaftet werden müsse. Bodenspekulation, Verschuldung, Anseßhaftigkeit waren die unausbleiblichen Folgen. Man schämte sich des alten ehrenvollen Namens eines Bauern - und man war auch keiner mehr, weil die Grundeigenschaften des Bauertums immer mehr dahinschwanden: Gesßhaftigkeit und Gemeinschaft.

„Wer ein festes und glorreiches Vaterland will, der macht festen Besitz und feste Bauern“: das hat Arndt schon vor hundert Jahren gefordert. Durchgeführt aber hat diese Forderung erst der Führer mit dem Erlaß des Reichserbhofgesetzes, das Blut und Boden von neuem fest verbunden hat, und mit den übrigen Agrargesetzen, die den deutschen Bauer endlich wieder in seine natürliche Gemeinschaft zurückgeführt haben, in der allein er gedeihen kann. Jetzt ist der Bauer nicht mehr Geschäftsmann oder Unternehmer - jetzt ist er wieder der „gebūr“, der Dorf- und Marktgenosse, als der er einst in der Geschichte kraftvoll angetreten ist.



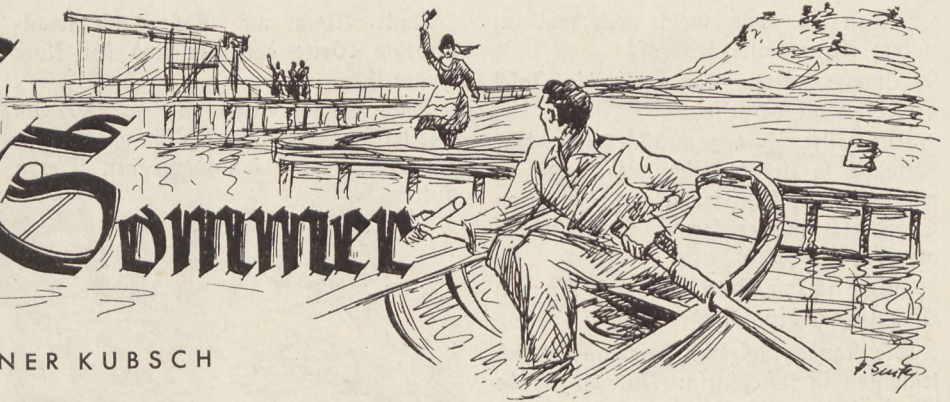
Herbstzeit - Drachenzzeit

Aufnahmen: Thiede



# Abschied vom Sommer

VON HERMANN WERNER KUBSCH



Der Abend kam und die Wildgänse zogen schreiend nach Süden. Ich stand am kleinen Hafen der verwilderten Insel, die sich schutzsuchend an den Leib der großen Mutterinsel Rügen an-schmiegt.

Aber die alte Holzbrücke, die von Insel zu Insel führt, kamen Mädchen. Sie gingen Arm in Arm, lachend und singend. Eine von ihnen winkte zu mir herüber. Ich dankte lächelnd.

Rasch zurrte ich das Boot los, stieß es ein wenig hinaus in das klare Wasser des Boddens, sprang hinein und legte die Riemen aus.

Als ich abstoßen wollte, hörte ich meinen Namen rufen. Die kleine Marthe vom Hafengewirt kam atemlos zum Kai gelaufen.

„Werner! Du hast deinen Tabak vergessen!“

Sie warf mir das Päckchen zu. Ich dankte und sah ihr ins lächelnde Gesicht. Dann tauchte ich die Riemen ins Wasser und trieb mein Boot mit raschen Stößen in die Fahrtrinne. Marthe war am Kai stehen geblieben und rief mir noch etwas Unverständliches herüber.

Wie lieb und besorgt sie alle um mich waren, hier, auf den Inseln! Da gab es keinen, der nicht einen Gruß und ein freundliches Wort für mich gehabt hätte, es sei denn der Vater Petters, der tagsüber mir nur unwirsch begegnete, weil er mit meiner Erntearbeit immer unzufrieden war. Er verriet seine Zuneigung für mich nur dann, wenn er, vom abendlichen Angeln zurückgekehrt, in der Schenke etwas zuviel des glasclaren Schnapses getrunken hatte. Wenn ich ihm dann in die Hände fiel, umarmte er mich, und während er mich treuherzig ansah - er hatte so liebe Kinder-Augen in dem verwitterten Gesicht - und zwischen zwei Schnäpsen sich den borstigen Schnauzbart wischte, begann er eine feierliche Rede.

„Mein Lieber“, sagte er, und dann atmete er tief, denn es war ihm immer

ein schwieriges Kapitel, hochdeutsch zu sprechen, „du büst 'n gooden Kierl, dat weest ich, un dat du as 'n studeerten Mann mit de Piers umgehen kannst, dat is ganz wat Grotartiges!“

Ja, daß ich mit Pferden umzugehen verstand, das hatte mir sein Herz erobert. Doch am nächsten Morgen war nichts mehr von seinem Wohlwollen zu spüren, da war ihm wieder alles nicht recht an mir. Sein Herz war in einer harten Schale, und nur der Alkohol öffnete sie.

Sonst aber zeigten mir hier alle ihre gute Meinung.

Die Bauern sahen es gern, wenn ich nach der Arbeit mit ihnen vor dem Haus saß und plauderte. Die Mädchen liebten es, wenn ich zuweilen des Abends drunten am Hafen unter den alten Buchen ein Lied sang oder am Sonntag etwas Leben auf dem kleinen Tanzboden brachte. Selbst die Kinder hatten mich in die kleinen Herzen geschlossen. Fast alle kannten mich, und zuweilen geschah es, daß auf der Dorfstraße einer von den kleinen Blondköpfen auf mich zu kam und mir vertrauend die Hand reichte.

So viel Liebe und Fürsorge für mich, soviel Freundlichkeit und stilles Verstehen - ich war dankbar und beglückt - und wußte nicht, womit ich es verdient hatte.

An diesem Abend nun, da ich mit meinem Boot im Bodden kreuzte - es ging inzwischen ein sanfter Wind, und ich hatte die Riemen eingezogen und ein kleines Segel gespannt -, an diesem Abend war mir das eigentlich zum erstenmal bewußt geworden, wie mir hier jeder Freundlichkeit entgegenbrachte. Es war wohl, weil Marthe mir noch den Tabak zum Boot gebracht hatte.

Ich fühlte, daß sich etwas in mir verändert hatte, ein geheimnisvoller Klang hatte mein Herz berührt.

Still glitt mein Boot dahin. Aus dem Schilf an den Ufern stieg langsam die Dunkelheit empor. Eine einsame Möwe

strich an mir vorbei, fast ohne Flügel-schlag; Ruhe war in ihrem Flug.

Und da ahnte ich, was mit mir geschehen war in diesen Sommerwochen: die Ruhe war zu mir gekommen. Das Meer und der Wind, die Insel und ihre Menschen, sie hatten mir die Ruhe geschenkt. Zutiefst fühlte ich sie in mir, eine sanfte Klarheit des Herzens.

Es war dunkel geworden und mein Boot hatte mich weit hinausgetragen. Die Halbinsel Lieschow zur Linken schob sich zurück, in der Ferne schimmerten die Lichter Stralsunds.

Ich hatte das Segel eingezogen, mir eine Pfeife angebrannt und war in diesen Anblick versunken.

Wohl eine halbe Stunde hatte ich so verbracht. Die Strömung hatte mein Boot zur Heuwiese, einer flachen Insel, getrieben. Eine Ruh stand gespenstisch dicht bei mir im Wasser und streckte den Hals nach mir.

Die Blinkfeuer von Barthöft und Hiddensee irrten über das Meer.

Da legte ich die Riemen wieder aus, und mit kräftigen Stößen trieb ich zurück.

Als ich das Boot vertäute, löste sich ein Schatten aus dem nächtlichen Gebüsch. Die kleine Fiete schlüpfte in meine Arme.

Wir saßen noch lange in der Uferwiese. Wenn ich auf sah, klang zwischen den alten Bäumen die unruhige Musik der Gestirne.

Wie ein müdes Kind schmiegte sich Fiete in meinen Arm. Die gelbsten Schnüre ihres Nieders verwirrten sich mit ihren gelbsten Zöpfen.

„Nu wird bald de Harwst kamen“, sagte sie, „dann büs du wedder so wiet . . .“

Ich sah sie an. Ihr Gesicht blieb klar dabei. Ob sie nicht Schmerz empfindet deshalb?, fragte ich mich. Aber sie begriff wohl zutiefst, daß es nicht anders sein konnte.

„Wirft du dann wohl noch mal an unsere kleine Insel denken?“

„Immer, Fiete, dich und die Insel werde ich nie vergessen.“

Wie sollte ich das auch? Alles hier hatte ich so tief in mich aufgesogen, es würde in mir sein, wenn auch die kalten Tage mich in der fernen Stadt finden würden. - -

Bevor ich zu Bett ging, sah ich noch einmal nach den Pferden.

Sie standen friedlich beieinander und träumten in sich hinein. Nur die blinde Muth, die unersättliche, zermahlte eifrig Strohbindel.

Ich schüttete ihnen noch ein wenig Hafer in die Krippen und streichelte das Fohlen, das sein rosagefüttertes Maul nach mir streckte. Das schöne, warme Wollfell! Vertraulich stuppste es mir in die Seite.

Gute Nacht, Kleines! -

Doch fand ich in jener Nacht keinen Schlaf. Die Stille tönte. Sie sprach mit tausend Zungen. Vergeblich suchte ich mich ihrer zu erwehren.

So schrieb ich einen langen, freundlichen Brief in die Heimat, dorthin, wo niemand meiner wartete.

Ich ging zum Fenster. Der Morgenwind kam von der See her. Da ging ich hinunter und sattelte Pietter, den Junghengst, der in diesem Jahr noch nicht zur Erntearbeit gebraucht wurde. Bewegung würde ihm gut tun.

So ritt ich durch die Insel, querfeldein, durch den dichten Urwald. Pietter stappste unwillig in dem morastigen Boden. Hinunter zum Strand.

Da lag das Meer in frühem Licht. Ich warf die Kleider ab.

Hinein, Pietter!

Nacht, Mann und Roß - die leichtbewegte Weite der See und der klare Himmel!

Bald danach ritten wir im Hof ein. Pietter dampfte. Ich rieb ihn mit Strohbindeln ab und gab dann den Tieren Futter.



Das war mein erster Abschied von der Insel, der Abschied von dem geliebten Sommer.

Wie schön ist Abschiednehmen! Wie schön, daß es schmerzt! Jetzt erst fühlt man, wie sehr man alles geliebt hat. - -

So brachte ich denn eines Nachmittags mit meinem Gespann die letzten Garben vom Feld. Mit bunten Bändern ge-

schmückt der Erntekranz hoch auf dem Wagen. Und am Abend beim Erntetanz steckte mir Marthe den Erntestrauß an die Jacke. Eine dunkle Rose mit Buchsbaumgrün.

Das Korn in der Scheuer! Reife und Frucht!

Und Fiete lächelte beim Tanz in meinem Arm!

Dann aber kam wirklich der Abschied.

Schon am Nachmittag hatte ich gepackt. Nun wanderte ich noch einmal über die Felder.

Die kleine Gertrud vom Lehrer stand am Hafen.

„Weißt du noch, wie es war, als du kamst?“ fragte sie.

„Ja, ich weiß es noch“, sagte ich, und sah traurig auf ihre Zöpfe, weil doch nun alles vorbei war.

„Dieser erste Abend, wo wir hier alle im Boot gegessen haben, war doch der schönste, nicht?“ fragte Gertrud wieder.

„Ja“, sagte ich, „das war wohl so. Und nun ist alles vorbei. Gute Nacht, kleine Gertrud, und habt Dank für alles . . .“

Sie drückte mir noch einmal die Hand, und ich ging zum letztenmal durch die nächtliche Insel.

Und am nächsten Morgen löste sich das Boot vom Ufer.

Marthe warf mir noch eine dunkelrote Blüte zu. Sie hielt Fiete umschlungen, und beide sahen mich lieb an.

„Leb wohl“, sagten sie beide lächelnd. „Lebt wohl“, stammelte ich. Und nicht den Mädchen, sondern mir, mir standen die Tränen in den Augen.

Dann war das Ufer ferner gerückt, und ich sah nur noch wehende Tücher.

Nun war wirklich alles vorbei. Herbstlicher Wind strich über das Wasser.

## Herbst in der Heide

Graugewölk zieht herbstwärts seine Straßen,  
Lehtes Blühen rötet noch die Heide.  
Schrei von Vögeln, die ihr Nest vergaßen,  
Schrillt vorüber. Regen schwebt wie Seide.

Dunkle, feuchte Fäden, leidgesponnen,  
Hüllen dicht und dichter Wald und Wege.  
Zwieliht, längst zu fahlem Dunst zerronnen,  
Geistert durch umschattetes Gehege.

Föhren schauern wie aus Fieberwirren,  
Angst der Birken weint in Blatt und Zweigen;  
Wie ein Mensch nach Irren und Verirren  
Duckt sich der Wacholder in das Schweigen.

## Zugvögel

Der Himmel ist so groß und aufgetan.  
Gewölk in hellem Ton vertieft die Schau.  
Sehr hoch, im Blauen, eines Bussards Bahn,  
Kaum sichtbar der gespannten Flügel Grau.

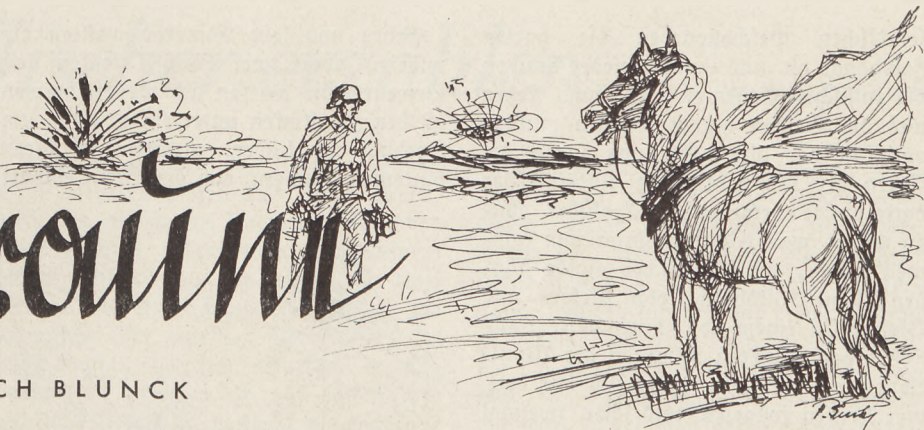
Noch wärmt die grünen Wiesen sommerlich  
Ein Hauch, ein Wehn, von Sonne wie durchtränkt,  
Als plötzlich, hart, gewinkelt, scharf ein Strich  
Hinfegt, hinjagt: Zugvögel, die es drängt.

In Sehnsucht, Angst, in triebhaft wilder Flucht  
Vor Herbst, vor fern gespürter Nordlandnot.  
Indes mein Auge ihre Straßen sucht,  
Bricht meine Hand der Heimat dunkles Brot.

FRANZ LUDTKE

# Die Braune

VON HANS FRIEDRICH BLUNCK



Als der Befreite Fehrs zur Feldküche lief, um Essen für die Leute bei den Maschinengewehren zu holen, hörte er einen seltsamen übergellen Pferdeschrei. Und plötzlich wußte er, daß die „Braune“ in der Nähe war, seine braune Liese vom Möhlenhof, und daß sie ihn gerufen hatte, mitten in den Karpaten.

Einen Augenblick stand er wie betäubt da, die Schläfen pochten ihm, er mußte sich zwingen, nach dem Tier auszuschaun. Wenn man lange draußen gewesen ist und, bald ein Jahr fern von der Heimat, täglich mit Feind und Tod zu tun hat, kommen Augenblicke, wo Wirklichkeit und weitsichtige Bilder ineinanderfließen. Dann hörte Hans Fehrs deutlich das Knirschen der Zügel und das stockende, erregte Schnaufen, wandte sich um, erkannte die Stute und streichelte sie.

Ein Rittmeister rief ihn an. Der Befreite Fehrs war einen Augenblick daheim auf dem Hof gewesen, jetzt fuhr er auf und riß die Hacken zusammen.

„Die habe ich selbst aufgezogen“, erklärte er, „und nun treffe ich sie hier wieder!“ Er staunte noch über seine Ruhe vor solchem Wunder.

Der andere nickte ihm zu. „Das ist allerdings sonderbar! Irren Sie sich nicht? Sind Sie einer von den Elmsborner Züchtern?“

„Ich bin Landwirt aus der Elbmarsch.“ Dem Befreiten war, als sei das Zusammentreffen schon eine geraume Zeit her. Man lebt so sonderbar und ohne Zeitmaß da draußen; alle großen Ereignisse bleiben in greifbarer Nähe und liegen doch sofort nach dem Geschehen wie auf eine Kette geschnürt hinter einem. Man hat gelernt, rasch zu überwinden und für den nächsten Sprung bereit zu sein.

„Braune, gute alte Braune“ - sagte Hans Fehrs wieder, strich, halb verlegen über seine weiche Stimmung, dem Pferd über die Kruppe, stand straff und ging zum Essenholen.

Einige österreichische Mörser warfen ihre zischenden Geschosse hoch über die Köpfe der deutschen Truppen hinweg auf den Feind. Scharf dröhnten die Aufschläge von den Bergen wider. -

Der Befreite brachte mit fallender Dunkelheit das Essen zu seinen Kameraden. Dabei befang ihn noch immer das Erstaunen über die Begegnung; ihm war, als sei er der Heimat nahe gewesen, er mußte sich zwingen, an Krieg und Karpaten zu denken.

„Alte, gute Braune!“ Er sah den Hof und den Stall und sah sich selbst tausendmal dem Tier den Hafer zumessen. Seltsam, wie sie alle in den Kampf hatten ausziehen müssen, auch die Braune! Ob überhaupt noch jemand in Deutschland war? Abirgen schien es ihm nur gerecht, daß auch die Pferde helfen mußten; jetzt wußte man wenigstens, wofür man die Stute eingefahren hatte. Nur daß sie bei der Feldküche stand, war Fehrs nicht genug. Er selbst hätte sie haben mögen, hier bei seinen Maschinengewehren, etwa im Tausch für den alten Zirkusgaul, der tanzen konnte, aber vor den Kugeln austrif.

Der Befreite meldete sich bei seinem Hauptmann und sprach darüber. Am andern Abend hatten sie wirklich der Feldküche den „Tanz-August“ aufgeredet und zogen mit der Elmsborner Stute ab.

In der Nacht hatte Fehrs Wache, und dem Hauptmann, der die Stellung abging, war es recht. Der Befreite war einer von den allzu Besonnenen, über die man gerne lacht und die doch ihren Mann stehen, wenn der Ernst kommt. -

Hans Fehrs stand auf Posten, die Stellung lief durch eine Talmulde. Überschneite Berge leuchteten glatt und silberweiß. Zu ihren Füßen redten sich ein paar Tannen, verstreut auch die Giebel zerschossener Gehöfte. Dahinter hoben sich dunkel die Berghänge. Auf halber Höhe lag Schnee, begann eine fließende Helle, die irgendwo in dünne ziehende Nebel überging. Der Mond stand weiß und

hoch in Wolken, die wie ein leuchtender Baum mit langhängendem und sich streckendem Wipfel schimmerten.

Die Nebel der Schneehalden sanken tiefer, bis zu den Tannen hinab; sie ruhten auf allen Zweigen und ließen sich durchsichtig bescheinen. Als Hans Fehrs lange hinüberfah, hüllten sie auch ihn ein; er war daheim und führte die Braune zur Weide. Viel hatten sie zusammen erlebt und dankten einander mancherlei. Als Fohlen hatte er sie einmal aus dem Graben gezogen, das vergaß sie ihm nicht. Der Mann griff nach dem schnaubenden Kopf des Tieres; es war bei ihm, hatte sich wohl losgerissen? In dem stumpf hellen Nebel, der um ihn trieb, wandelten sich Bild und Einbildung, waren sie beide wieder jung und auf dem Hof, das zitternde, unruhige Fohlen und der breite, unbeholfene Bursche, der es zu versorgen hatte. Er dachte dabei an das Tier wie an einen Freund, dessen Herz man nahe schlagen hört und dessen Wünsche man erraten will.

Hans Fehrs fuhr auf, schüttelte die Gedanken ab, wie man den Schlaf aus den Augen reißt, und wunderte sich, wie er nur träumen konnte. Er schalt oft genug über die Träumer; er wollte ja hart und klar bleiben für den Krieg. -

Im Osten war ein heller Winkel im Nebel, wie ein Lichtschein, der nach oben strahlt. Der Morgen kam ins Tal, grau und dämmernd. Von den Bergposten hallten ein paar Schüsse herüber, noch einige, und plötzlich barst eine schwere Granate mitten in der Stellung der Deutschen. Oder waren es viele? Ein Höllenfeuer brach los - ein todbringender Lärm, als sprängen die Felsen auseinander. Dann hörte es schlagartig auf.

„Die Russen kommen!“ -

Als die Sonne den Nebel durchstieß, schien die Übermacht der Angreifer die Deutschen erdrücken zu wollen. Der Hauptmann war längst gefallen, den Leutnant hatten sie schwer wund vorbeigeschleppt, und immer noch strichen die

feindlichen Geschößgarben die harten Felshänge ab, und immer wieder brachen die russischen Stürmer vor. Hans Fehrs und die Seinen hatten weichen müssen, vorn in der alten Stellung lagen die Toten der Kompanie. Ein Unteroffizier hatte einige Gewehre zurückgeführt, ohne zu wissen, was vor und hinter ihm kommen würde, auf der flachen Halde standen kleine Wildbüsche von Kiefern und Birken. In einem von ihnen hatte Hans Fehrs von früheren Kämpfen her Munitionsgurte gefunden, hatte sich mit drei, vier Leuten festgesetzt und schon zweimal graue Klumpen, die vorn aus dem Tal auftauchten, auseinandergesprengt. Einmal war ein Offizier vorübergekommen und hatte befohlen, er solle den Busch halten auf Tod und Leben.

Jornig und eigensinnig hatte Hans Fehrs sich eingenistet, schoß, wartete und schoß wieder. Zwischendurch, beim Atemholen, dachte er an die Braune; man hatte einen Kameraden mehr in der Nähe, das machte froh und zuversichtlich. Dann traf's jäh seinen Nebenmann, daß er aufschrie. Fehrs versuchte ihn zu verbinden; aber es war eine Wunde, bei der das Blut nicht stillstehen will. Der Verwundete sah es, lächelte noch einmal aus seinen Schmerzen und wandte dann das grauer werdende Gesicht in ohnmächtigem Grimm dem Feind entgegen. Wieder stürmte der Russe, sie feuerten wild und verzweifelt hinein. Auch rechts und links schoß man jetzt; Hans Fehrs merkte, daß der Offizier eine neue Aufnahmelinie gezogen hatte. Er versuchte sich einzugraben; aber die Erdkrume war dünn, wo sie nisteten, der Felsboden lag darunter.

Dann hatte der Russe den Busch gefunden, aus dem Fehrs feuerte, und begann den fast deckungslosen Abhang zu bestreichen; die Geschößgarben platschten vor und hinter ihm auf, daß Erde und Schnee aufsprühten.

Fehrs und sein Kamerad wollten erwidern; aber zwei Schüsse trafen das Gewehr. Sie warfen sich nieder, zertraten an den Felsstücken unter ihrem Leib, um Deckung zu finden, merkten an ihren blutenden Fingern, daß der Stein eishart



war, und wußten auch, daß es keine Hilfe in dem einsfarbenen Hang gab. Da preßten sie das Gesicht in den Schnee, legten die Handgranaten bereit und warteten bewegungslos. Aber das Feuer hörte nicht auf, rechts und links knackten die Kugeln in den Stein oder flogen als Querschläger singend weiter.

Hans Fehrs hob den Kopf ein wenig. Man konnte drüben deutlich einige Gestalten unterscheiden, eine graue Reihe, die näher sprang. Er stieß den Nachbar

an, aber der ließ sich nicht wecken, nur der Helm rollte zur Seite wie ein Becher voll Blut. Und dann wieder Surren und Singen und der Einschlag der Geschosse. Und ohne Deckung der Hang, ohne Gnade Schnee und Stein.

Da sah Hans Fehrs, wie ein dunkler Schatten sich aus der Talmulde löste. Mitten durch das Feuer, den Kopf vorgestreckt, trabte ein Pferd quer über das Feld, mit schleifenden Strängen, zitternd und blutend.

„Braune, Braune!“ Hans Fehrs hatte es gerufen; ihn dünkte das Sterben leichter zu zweit. Und das Tier schien ihn gehört zu haben; es wandte sich und lief mit schweren, verwundeten Sprüngen näher. Einmal wurde es getroffen, brach vornüber, sprang gleich wieder hoch und stürzte von neuem, stürzte einige Schritte vor dem Gefreiten nieder. „Braune!“ Die Stute versuchte aufzukommen, sie sah ihren Bauer, hob den Kopf und stieß zum anderen Mal den Schrei aus wie beim ersten Wiedererkennen.

Als Verstärkungen eintrafen und der Russe zurückging, fand man den Gefreiten Fehrs als letzten Lebenden bei seinem Gewehr. Er lag gedeckt hinter dem langausgestreckten Leib der Braunen, der die Kugeln aufgefangen hatte, und hatte den Kopf fest in die blutige Mähne gedrückt. Die Kameraden mußten ihn aufheben wie einen Verwundeten, und als er sie mit stumpfen Blicken anstarrte und selbst wie ein Tier schrie, glaubten sie erst, er sei irrsinnig geworden. Dann kam er zu sich, lief den ganzen Tag mit ihnen und schlug sich gut, bis sie die alten Stellungen wiedergewonnen hatten.

Aber am Abend war er bei der Braunen, sprach mit ihr und begrub sie feierlich im Schutz eines Hauses, wie einen Menschen.

## Im zeitlichen Haus VON PAUL FULBRECHT

Ja, so begibt es sich,  
Stunde um Stunde vergeht —  
Sahst du nicht liebes Kind,  
Wer unser Dasein verweht?

Begen den ewigen Sturm  
Trocken wie immer, wir zwei,  
Wissen an manchem Tag,  
Daß es nur Kosung sei!

Eheliches Brot ernährt  
Leib, Seele wunderbar —  
Bringen es also auch  
Jeglichem Gaste dar.

Wir gehn den Ahnen nach;  
Armut ist uns kein Fluch;  
Reichtum und Freiheit gibt  
Abends ein stilles Buch!

Schweigen und Lampenschein.  
Zeichen und Wunder geschehn —  
Hoch über Dach und Traum  
Sternschnuppen untergehn . . .

Einmal begibt es sich,  
Daß einer gehen muß,  
Einem das Schwerste bleibt:  
Danken dem stummen Gruß!



# Ahlbecker Fischer erzählen

VON W. HORSTEL

Jeder Ahlbecker Badegast hat in den Dünen alte Fischer stehen sehen, die allein oder in Gruppen - stundenlang schweigend und in Erinnerungen versunken - auf die Ostsee hinausschauten, und hat dadurch einen Begriff bekommen von einer Verbundenheit mit der See, die nur der Tod lösen kann. Einem solchen Kleeblatt wollen wir uns heute zugefellen. Sie tragen nicht mehr Ulmämte, Südwestler und Wasserstiefel, denn sie sind Fischer i. R., aber ihr jahrzehntelanger Wind und Wetter geübter Beruf hat ihnen seinen Stempel aufgeprägt. Ihrer Haltung sieht man nicht an, daß sie 76 bis 84 Jahre alt sind, und aus ihren von weißen Vollbärten umrahmten oder von starken Schnurbärten durchschnittenen braunen Gesichtern schauen uns klare blaue Augen entgegen. Gern erfüllen sie unsere Bitte, uns aus ihren Erinnerungen zu erzählen.

Ihre Umwelt hat sich seit ihrer Jugendzeit sehr verändert. Als sie Knaben waren, bedeckte Kiefernwald nicht nur die Hügel, sondern auch den Küstensaum, und nur zu beiden Seiten des heute überbauten Ahlbecks - des Ahlbaches - standen die einstöckigen, rohgedeckten Häuser der beiden erst im 18. Jahrhundert entstandenen, im Jahre 1882 zu einer Gemeinde vereinigten Ortsteile: „Adelig-Ahlbeck“ und „Königlich-Ahlbeck“ mit 475 Einwohnern im Jahre 1849, während das heutige Ahlbeck (Seebad) über 4000 hat und im Sommer 1937 von etwa 32 000 Gästen besucht wurde. Einige der alten Fischerhäuser „Ahlbecks in der Heide“ - im Walde - sind inmitten der schmucken Bauten des großen Seebades erhalten geblieben. In solch kleinem Hause wohnten oft mehr Menschen, als heute in mancher modernen Villa; denn die Familien waren sehr kinderreich. Ein Fischerpaar hatte 13, ein anderes 16, ein drittes 20 Kinder gehabt. Die Söhne wurden Fischer, die Töchter Fischerfrauen. Manche wurden früh Witwe, und auf diesen lag oft schwere Sorge um ihre Kinderschar. So war unter den im Dezember 1913 zu Witwen gewordenen vier Fischerfrauen eine mit 16 Kindern. Wenn auch die erste Not durch Sammlungen gelindert wurde und hin und wieder Verwandte für sie einige Netze mitfischten, wurde es den Witwen doch sehr schwer, ihre Kinder mit den kargen Erträgen ihres Fischhandels durchzubringen. Eine Stiftung „Opfer der Arbeit zur See“ gab es noch nicht.

Zuweilen forderte das Meer an einem Tage mehrere Opfer aus einem Hause, weil das gekenterte Boot mit Männern einer Familie besetzt war. Auch einem unserer Alten waren an einem Tage zwei Brüder und ein Schwiegerjohn durch die stürmische See entrissen worden, und sie selbst waren sämtlich mehrfach in Lebensgefahr gewesen, so daß ihnen ihre glückliche Heimkehr an Land zuweilen wie ein Wunder erschienen war; und dasselbe Gefühl hatten sie, wenn sie auf den Gräbern „geliebener“ Kameraden lasen: „In Ausübung seines Berufs gestorben.“

Gefischt wurde einst mit einem von zwei Tuckerkähnen gezogenen Schleppnetz. In jedem Kahn waren zwei Mann, und die meisten konnten ihre beiden Kähne mit ihren Söhnen besetzen. Beginn aber einer von diesen selbständig zu fischen und konnte kein jüngerer Bruder an seine Stelle treten, so holte man sich einen Fischerknecht aus einer Swinemünder Herberge. Man nahm, was man dort fand, ob Schuster, Bäcker oder Schneider, die jedoch zum großen Teile nach entseztlicher Seekrankheit schon am ersten Abend wieder abzogen. Lachend berichtete der eine Erzähler von einem Kellner, der in Frack und feinen Stiefeln seinen Kahn bestiegen, aber schon nach einer Stunde seekrank darnieder gelegen hatte und bei der Rückkehr ins Wasser gesprungen und in den Wald gelaufen war, ohne auf seinen Ruf zu hören: „Nimm doch wenigstens dein Geld mit!“

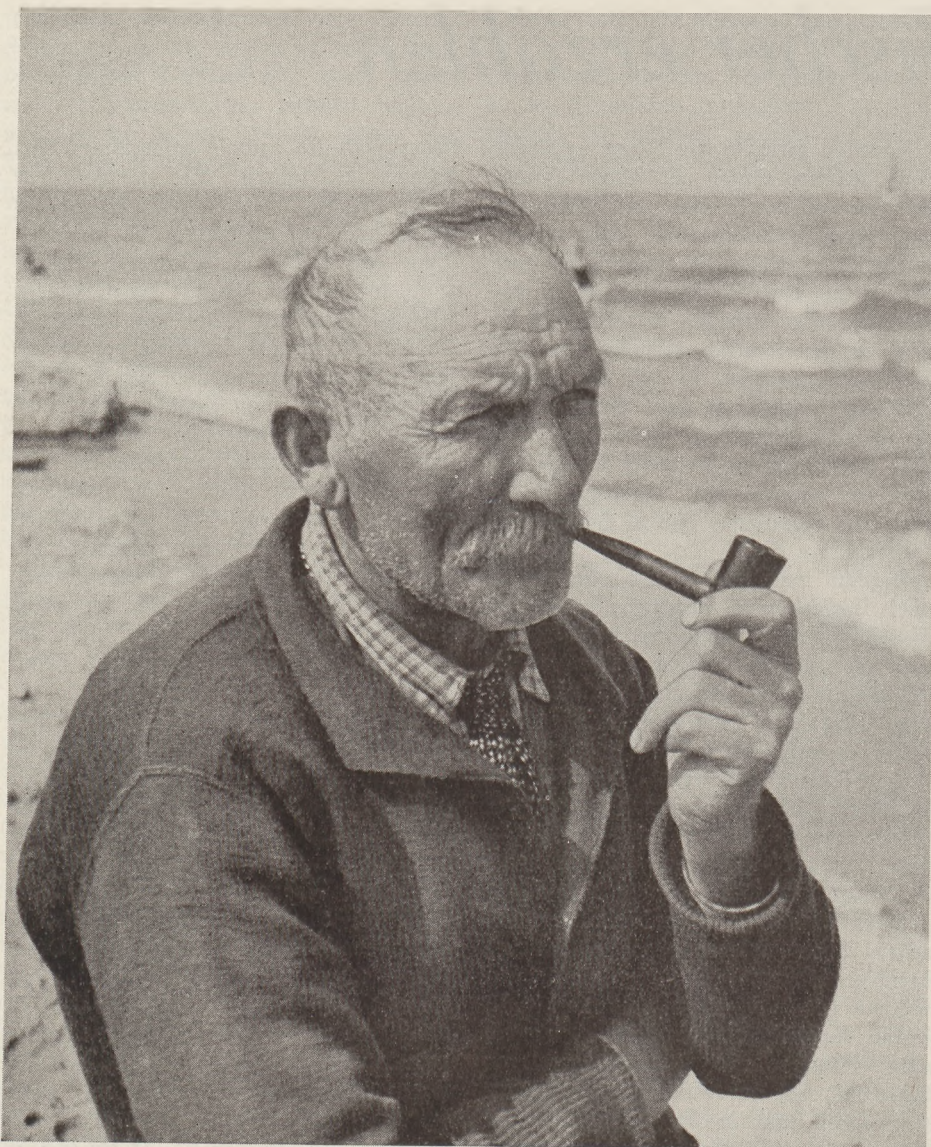
Der wichtigste Fisch war die früher in der Ahlbecker Bucht in Mengen vertretene Flunder, die geräuchert noch immer allgemein als „Ahlbecker Flunder“ bekannt ist. Sie wird von Juni bis Oktober gefangen, heute nicht mehr mit Schleppt, sondern mit 50 bis 60 Meter langen Stellnetzen aus feinem Zwirn, die oben mit Kork hoch-, unten mit Blei tiefgehalten - senkrecht im Wasser stehen. Gefischt wird bis zur Oderbank hinaus, und wenn man nicht durch ganz schweres Wetter gezwungen wird, irgendwo an Land zu gehen, kehrt man abends heim. Mancher hat vor der Ausfahrt seinen Rücken oder dessen Verlängerung am Schweinekoben gerieben, um Glück für Fahrt und Fang zu gewinnen.

Wenn man abends heimkehrte, standen neben den Frauen einige Bauern aus benachbarten Dörfern mit ihren Wagen am Strand, um den oft 20 bis 50 Zentner betragenden Fang in Wacholder-

kiepen nach den damals zahlreichen Räuchereien zu fahren. Sie kamen aber weder dieses freundlichen Hilfswerks wegen noch auf Bestellung die schlechten Wege aus 4 bis 10 Kilometer Entfernung, sondern um sich mit diesen Fuhren „Schweineflundern“ Geld zu verdienen. Da die Stunde der Rückkehr vom Fischfang von Entfernung und Wind abhängig war, zumal man damals noch keinen Motor kannte, warteten sie zuweilen stundenlang geduldig am Strande. In den Räuchereien wurden die Flundern auf einem riesigen Tische ausgeschüttet und von den Fischerfrauen gereinigt; wofür diese eine Anzahl Räucherflundern erhielten. Es sollten dies nicht die besten sein, aber die Frauen sorgten schon dafür, daß sie nicht die schlechtesten heimbrachten.

Die Flunder liegt platt auf dem Meeresboden. Im Hochsommer, wenn es ihr auf dem sandigen Grunde zu warm wird, sucht sie sich einen kühleren Platz auf Steinen und siedelt daher nach der Greifswalder Die und der Böhrener Bucht vor Rügen über, wohin die Ahlbecker Fischer ihr folgen. Dort kochten sie auf eisernem Herd in einem mit Draht festgebundenen Schmortopfe Kaffee, Bratkartoffeln, Flundern, Butten und Barsche und schliefen meistens in ihren Kähnen, mit den Segeln als Deckbett. Zuweilen übernachteten sie auch an Land unter freiem Himmel und bei Sturm in einer Scheune, bis die dänische Gräfin Schimmelmann, die während mehrerer Sommer nach Ahlbeck kam, sich ihrer erbarmte und auf der Die und in Böhren Seemannsheime für sie errichtete, in denen sie für 10 Pfennig Nachtquartier mit Matratze und wollener Decke, für 5 Pf. eine große Portion Kaffee - 4 Tassen - und für 20 Pf. Fleisch mit Kartoffeln und einem Glas Bier zu Mittag erhielten. Schnaps dagegen gab es nicht, und es ist wohl dem Einfluß dieser Wohltäterin der Ahlbecker Fischer zuzuschreiben, daß sie noch heute viel Kaffee, aber wenig Brantwein trinken.

Die bei der Die und Böhren gefangenen Flundern ließen die Ahlbecker Räuchereibesitzer dort abholen und den Überschuss an grünen Flundern mit Pferden landeinwärts fahren. Für ein Schock guter Flundern erhielten die Fischer nur 75 Pfennige, standen sich aber doch in der Flunderzeit recht gut und ebenso in der Heringszeit, im April und Mai. Im Sommer hatten sie ein arbeits- und ge-



Ein alter Ahlbecker Fischer

Aufn.: Teschke

fahrvolles Leben mit wenig Schlaf, da sie morgens schon zwischen 2 und 3 Uhr ausfahren; im Winter besserten sie ihre Netze aus und verschafften sich durch Waldarbeit ein zusätzliches Einkommen. Den Frauen aber lag neben der Fürsorge für den Mann und die vielen Kinder die Arbeit in Küche und Stall, das „Pflücken“ der Heringe und das „Pöhlen“ der Flundern aus den Stellnetzen, das Reinigen der Flundern in den Räucherereien und der Fischverkauf in Swinemünde ob, wohin sie bis zur Eröffnung der Eisenbahn im Jahre 1894 in der Morgenfrühe zwei schwere Fischkörbe auf sandigem Wege zu tragen hatten. Viel Zeit ging ihnen mit dem Warten am Strande auf die Heimkehr des Gatten verloren. Im Winter bereitete ihnen das Spinnen des Zwirns aus Flachs große Mühe, das bei Kaminfeuer geschah, um die Kosten der Beleuchtung zu sparen,

und als man Baumwolle kaufen konnte, blieb für die ganze Familie die Arbeit des Knüpfens und Ausbesserns der Netze. Aufgelegt wurde ein neues Netz immer im Zeichen des Fisches, das reiche Fänge verhieß.

Neben unermüdlichem Fleiße war die Einfachheit der Lebensweise für diese Fischerfamilien bezeichnend. Auch die Hochzeiten wurden ohne üppiges Festmahl gefeiert. Ursprünglich gab es nur einen Gang, z. B. Rindfleisch mit Kartoffeln, Bohnen, Pflaumen und Speise, später zwei Gänge, z. B. Schweinebauch, Kartoffeln, Rotkohl und gekochten Schinken, Kartoffeln, Backpflaumen mit Griechspeise in Blaubeersuppe als Magenschluß, dazu ein Faß Bier und Richtenberger Schnaps. Nach dem Essen wurde fleißig getanzt, und gern würden die Badegäste heute die alten pommerschen Tänze sehen, die damals üblich waren. War die eigene

Wohnung zu klein, so stellte ein Fischer sein geräumigeres Haus zur Verfügung, das wegen seiner 6 Zimmer „dat grot Hus“ hieß und noch heute vorhanden ist. In dieses marschierte die Hochzeitsgesellschaft nach der Trauung geschlossen ein, wie sie aus dem Brauthause nach der Kirche gezogen war. Als später in Ahlbeck das erste Gasthaus errichtet war, verlegte man die größeren Hochzeiten nach dort. Die Brauteltern behielten aber lange die Sitte bei, Speise und Trank zu liefern, und bezahlten nur die Saalmiete.

Durch die Entwicklung des Seebades hat sich im Ahlbecker Fischerleben natürlich eine große Veränderung vollzogen. Als erste Badegäste kamen im Sommer 1850 die vier Kinder eines Stolper Gutsbesizers nach dort, die auf Anraten des Arztes Seebäder nehmen sollten. Holz und Rohr für die Badehütte schickte der Vater durch Gespanne nach Ahlbeck. Für die Wahl dieses Ortes war entscheidend, daß dort ein Verwandter wohnte, der Lehrer Koch, den die Ahlbecker sich im Kahn vom Ruden geholt hatten, wo er in der kleinsten Schule Pommerns die Lotsenkinder unterrichtet hatte. Er erwarb sich große Verdienste um die Entwicklung des Fischerdorfes zum Seebad. Er und einige Fischer stellten, als mit der Zeit auch andere Familien kamen, Holzhütten auf, aus denen man sich ins Wasser begab. Als sie nicht mehr ausreichten, schlossen sich einige Fischer unter seiner Führung zu einer Genossenschaft zusammen und bauten Badeanstalten auf Pfählen, die freilich häufig durch die Wogen beschädigt wurden.

Die Unterbringung und Verpflegung der in steigender Zahl kommenden, anspruchslosen Badegäste - im Jahre 1862 waren es schon 314 - ließen natürlich viel zu wünschen übrig. Im Orte war nur eine kleine Gastwirtschaft „Zum Frieden“, die nur geringe Tafelfreuden zu bieten vermochte. Daher richtete die Frau des Lehrers einen Mittagstisch ein und beköstigte zeitweise 100 Personen. Unsere alten Fischer haben als Schulbuben manche Portion in die bescheidenen Sommerwohnungen in den Fischerhäusern getragen. Erst im Jahre 1875 wurde das erste Hotel auf einem von der Aktiengesellschaft Heringsdorf gekauften Bauplatz in den Dünen eröffnet. Diese Gesellschaft hatte von dem Besitzer Gotheis Gelände in Heringsdorf und Ahlbeck erworben und verkaufte dann mit gutem Gewinn Plätze für Häuser, Villen und Hotels, so daß jetzt am Strande und im hügeligen Dünen- gelände eifrig gebaut wurde. Seit der Eröffnung der Bahn von Ducherow nach

Swinemünde am 15. Mai 1876 stieg die Zahl der Badegäste beträchtlich, seit der Verlängerung der Bahn von Swinemünde nach Ahlbeck und Heringsdorf im Jahre 1894 aber schwoll sie flutartig an. Die Fischer waren unternehmend genug, um für Unterkunft der Gäste zu sorgen. Mit etwa 100 Mark in der Tasche ließen z. B. unsere Alten dank dem Kredit, den sie genossen, verhältnismäßig stattliche Bauten aufführen, und dank ihrer ererbten Sparsamkeit und dem Zustrom von Sommergästen sind diese heute ihr schuldenfreies Eigentum. Die Genossenschaft trat ihre Badeanstalten an die Gemeinde ab. Lange waren hier die Frauen von den Männern streng geschieden, wie auch die Annäherung an die Frauenbadeanstalt durch Warnungstafeln verboten war. Heute gibt es in Ahlbeck überhaupt keine Badeanstalt mehr, und der ganze weite Strand ist im Sommer mit Strandkörben bedeckt.

Da die Erträge des Fischfangs zurückgingen, die Bautätigkeit an der Küste aber ständig zunahm, wurden viele Fischeröhne Bauhandwerker, so daß sich

die Zahl der Fischer von 300 im Jahre 1908 auf 50 im Jahre 1938 verminderte. Nach wie vor aber halten sie ihre Gerechtfame auf den ganzen Strand fest und benutzen diesen in friedlicher Gemeinschaft mit den Tausenden der Badegäste.

In Ahlbeck erwartete man bis vor kurzem einen noch weiteren Rückgang der Zahl der Fischer. Nun aber soll mit Hilfe des Staates der Fischfang für sie lohnender und für die Fischesser reicher gestaltet werden. Zu diesem Zweck ist eine Reusengemeinschaft in Bildung begriffen, die möglichst alle Ahlbecker Fischer umfassen soll, um von vornherein Streitigkeiten über die Fanggründe vorzubeugen. Zunächst sollen drei Großreusen beschafft werden mit 350 bis 400 Meter Länge und - ohne Anker und Kette - 9 Zentner Gewicht. Die Kette wiegt 70 Zentner. Das Tauwerk ist so stark, daß es im Gegensatz zu den Stellnetzen weder durch Stürme noch durch Wasserfahrzeuge zerrissen werden kann. Die Kosten einer solchen Großreuse, zu deren Bedienung mindestens 7 Mann er-

forderlich und deren Fangergebnisse beträchtlich höher sind als die der Stellnetze, betragen 4500 bis 5000 Mark, zu denen eine Staatsbeihilfe gewährt werden soll. Die Aufbringung des den Fischern verbleibenden Anteils an der Kostendeckung macht einige Sorge, aber ihre Netze sind auch teuer, und die Hochseefischerei fügt ihnen großen Schaden zu. Sie setzen große Hoffnung auf diese dort neue Art des Fischfangs. Hoffen wir mit ihnen, daß sich daraus eine Besserung ihrer Lage ergibt und die Abwanderung vom Fischerberufe zum Stillstand gebracht wird.

Jedenfalls aber werden immer Fischer genug am Ahlbecker Strand sein, um die beliebten Segelfahrten auszuführen und zu ermöglichen, daß Gruppen von Großstädterinnen im Badekostüm sich mit einem an beiden Seiten untergehalten braunen Fischer als Mittelpunkt photographieren lassen können. Solche und ähnliche Bilder werden auch in Zukunft in deutschen Großstädten von der Verbundenheit der Badegäste mit den fernigen Ahlbecker Fischern erzählen.



Strandreiter an der herbstlichen Ostsee

Bildarchiv LFV. Pommern

# KULTURLEBEN IN POMMERN

## Zum 125. Geburtstag von Ludwig Karkutsch

Einer der hervorragendsten Kaufleute und Bürger der Stadt Stettin war in seiner Zeit der Großkaufmann Ferdinand Ludwig Karkutsch, der am 21. November 1813 in Köslin geboren wurde und als Ehrenbürger in seiner Wahlheimat Stettin am 26. November 1891 starb.

Die Familie Karkutsch stammt ursprünglich nicht aus Pommern, sondern war aus Ostpreußen eingewandert. Aber schon vor 1788 war sie in Köslin ansässig und bekundete für Provinz und Stadt stets ein großes Heimatgefühl. Ludwig Karkutsch war der Sohn des Schönfärbers Johann Ferdinand Karkutsch und dessen Frau Dorothea Sophia, geb. Biedermann. Die ihn später auszeichnende Liebe und Hilfsbereitschaft für notleidende Menschen, sowie der Adel der Gesinnung zeugen von großer Herzensbildung und entsprechen wohl mütterlicher Anlage - während die Vielseitigkeit des Interesses, die Beobachtungsgabe und tätige Schaffensfreude in seinem Beruf sicher die segensreiche Einwirkung des Vaters zu sein scheint.

Als nach dem Abgang von der Schule die Berufsfrage in den Vordergrund rückte, wird sein erster und bester Berater, der ihm den richtigen Weg wies, wohl der eigene Vater gewesen sein. Er widmete sich nun dem Kaufmannsberuf, und sein Hauptwirkungsfeld wurde Stettin, wo er sich durch seine Leistungen emporarbeitete und Hervorragendes vollbrachte. Er gehörte eben zu jener Generation, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus kleinen Anfängen durch zielbewußte Arbeit Großunternehmungen schuf und ein bedeutendes Vermögen erwarb.

Ogleich dem Boden seiner Vaterstadt fern, blieb er zeit seines Lebens seiner am Fuß des Gollenberges gelegenen Geburtsstadt Köslin immer verbunden. Durch ein hochherziges Vermächtnis von 400 000 Mark zur Erbauung des Karkutschstiftes ist er der Stadt Köslin zum Segen geworden. Aber auch die Stadt Stettin erhielt zu gemeinnützigen Zwecken ein Kapital von über 600 000 Mark. Diese Legate geben ein sehr lebendiges Bild von seiner Herzengüte, dem feinen Empfinden für die Not seiner Mitmenschen und besonders von seinem vaterländischen Sinn. Ich selbst habe ihn noch sehr gut gekannt. Große Milde und ein ruhiges, inniges Wohlwollen leuchteten aus seinen Augen. Vornehm und doch vertrauenerweckend übte sein Wesen eine Anziehungskraft aus, der man sich gern hingab. Meine erste wirkliche Erinnerung an ihn stammt aus meinem vierten Lebensjahr. Damals und auch später besuchte er öfter seine in unserem Kösliner Hause wohnenden Verwandten. Dann begrüßte er stets die Angehörigen seines verstorbenen Freundes Carl Heinrich Flister, den er Anfang der 1840er Jahre kennengelernt hatte. Aufrichtige Freundschaft verband bald diese beiden Männer. Und wenn in Köslin ein notlinderndes Werk geschaffen werden sollte, so stand er hilfreich an der Seite dieses Freundes.

Als die Wogen des Sturmjahres 1848 heranbrausten, als Unruhen in der Stadt ausbrachen und die Lebensmittel sich stark verteuerten, haben die Wirrnisse dieser Revolution auf das Leben der Kösliner Handwerker manchen trüben Schatten geworfen. Die hierdurch entstandene Not schmerzte Carl Heinrich Flister sehr, und er bat seine Freunde - den Stettiner Kaufmann Ludwig Karkutsch, den Regierungs- und Schulrat Starke - und die Stadtverwaltung um Mithilfe zur Gründung einer Handwerker-Darlehnskasse. Diese Kasse wurde 1849 ins Leben gerufen - Ludwig Karkutsch aber stellte die Bedingung, seinen Namen nicht zu nennen.

Im Jahre 1839 oder 1840 begründete Ludwig Karkutsch in Stettin eine Samen- und Getreidehandlung, die bald zu großer Blüte gelangte. Nach kurzer Zeit zählte die Firma zu den angesehensten der Stadt Stettin. Doch nicht nur ihrem Aufbau und Aufstieg galt seine unermüdete Arbeit, sondern auch den Geschehnissen des öffentlichen Lebens: er war ein eifriger Verfechter des Freihandels und besonders in der kaufmännischen Welt eine bestimmende und hervorragende Persönlichkeit. Seine reiche Begabung und Arbeitsfreude, seine Selbstständigkeit im Handeln und Denken lenkten schnell die Auf-

merksamkeit auf ihn. Angebotene Ehrenämter ließ ihn sein schlichter, bescheidener Sinn stets ablehnen. Er wollte sich nicht in den Vordergrund drängen, trotzdem er mehr als mancher andere dazu berufen war, in der Öffentlichkeit zu wirken. Durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes aber hat Stettin zu erkennen gegeben, wie sehr sie ihn und seine Verdienste zu schätzen wußte.

Von den der Stadt Stettin vermachten 600 000 Mark wurden 300 000 Mark zum Bau eines Museums und die anderen 300 000 Mark zur Errichtung eines Gesehungsheimes bestimmt. Außer vielen kleinen Legaten hat er noch je 10 000 Mark der Stettiner Kinderheil- und Diakonissenanstalt und dem Handelsarmeninstitut geschenkt. Mit diesen Spenden hat er viel Elend und Not gemildert und manche Träne in Stettin und Köslin getrocknet.

G. F l i s t e r.

## Ausstellung des Pommerischen Künstlerbundes.

Vom 2. bis 30. Oktober 1938 vermittelte der Pommerische Künstlerbund in seiner diesjährigen Ausstellung im Stettiner Museum an der Hafenterrasse einen umfassenden Querschnitt aus der jüngsten Arbeit seiner Mitglieder. Es ist natürlich, daß bei einer Schau von annähernd 150 Werken kaum ein qualitativ einheitliches Bild geboten werden kann: trotzdem aber darf gesagt werden, daß der Gesamteindruck zweifelsohne eine weitere Steigerung der technischen wie farblichen Meisterung des Gegenständlichen erkennen läßt, daß darüber hinaus Spitzenleistungen festzustellen sind, die sich selbst größeren Ausstellungen würdig einfügen sollten. Zu bedauern ist indessen, daß auch in dieser Ausstellung des Künstlerbundes immer noch Namen fehlen, deren Können zum Teil über dem Durchschnitt steht und die mit dem Kunstschaffen Pommerns eng verbunden sind. Es bleibt zu hoffen, daß mit einer nunmehr in die Wege geleiteten Neugestaltung des pommerischen Kunstlebens dieses augenscheinliche Manko künftig beseitigt sein wird.

Besonders erfreulich scheint es uns und deshalb des Festhaltens wert, daß diesmal in höherem Maße als bisher Verkäufe getätigt wurden. Diese Tatsache mag einmal die Leistungsfähigkeit unserer Künstler unter Beweis stellen, zum anderen aber als gutes Zeichen dafür angesehen werden, daß das Schaffen der Künstler im Volke weiteste Resonanz gefunden hat.

Die Ausstellung als Ganzes kann als großzügige „Pommerschau“ bezeichnet werden: denn mit nur wenigen Ausnahmen war es die pommerische Landschaft in ihren verschiedenartigsten Ausprägungen, die Motive von sachlicher bis zu ausgesprochen lyrischer Empfindung hergab. Wir nennen hier aus der langen Reihe der Aussteller: Karl Wendel, der besonders mit der „Pommerischen Sturlandschaft“ und den „Alten Weiden“ Bilder voller Wärme und Kraft schuf - Hugo Scheele mit farblich und technisch starken Aquarellen aus dem Fischerleben - Otto Lang-Wollin, dessen „Mühle“ den Künstler von einer anderen Schaffenseite zeigt - Richard Hüfer mit einem Großbild, Fischerboote auf weitem Wasser darstellend - Erich Jaeckel, der in seinen Aquarellen eine weitere Entwicklung erkennen läßt - Walther Erdmann, dessen „Herbst im Randowbruch“ wohl zu dem besten gehört, was der Künstler seither geschaffen hat - Leo Schaeffer, der in subtilen Bleizeichnungen seine große Begabung verrät - Horst Bauer, der mit „Riefen am Strande“ und „Fischerboot im Stettiner Hafen“ eine vielseitige Ausdruckskraft bezeugt. Wir nennen weiter Franz Theodor Schütt, Bruno Müller, Max Lindh, Eugen Deffert, Ernst Kolbe, Elisabeth Kühn, Ilse Advena-Peters, Else Prielipp (mit zwei reizenden Blumenstücken), Lotte Schröder-Krüger (mit zwei ausdrucksvollen Portraits), ohne daß wir hier alle genannt hätten, die gleichwertig neben den aufgeführten Namen stehen.

Eine der nächsten Ausstellungen im Rahmen der Neugestaltung des pommerischen Kunstlebens wird Gelegenheit zu einer ausführlichen Gesamtbetrachtung geben und dabei auch die Plastik, die hier durch Erwin Misch, Martin Meyer-Pyritz, Bernhard Heiliger, Friedrich Müller und Helga Diemer vertreten war, in ihren Leistungen ausdrücklich hervorheben.

Odo Ritter.

## Stettiner Stadttheater

Der November bringt vier Premieren. W. A. Mozarts „Don Juan“ wird von Spielleiter Georg Gültich und Musikdirektor Gustav Mannebeck vorbereitet und in der Mitte des Monats als Neuinszenierung herausgebracht. Die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius, in „märchenhafter und beglückender Neuinszenierung“ von Intendant Dr. Walter Storz herausgebracht, wird oft wiederholt. Die stimmungsvollen Bühnenbilder mit Ausblicken auf die Kalifenstadt, bewegt von den Darstellern in prächtigen neuen Kostümen, üben in unverminderter Kraft ihren Zauber auf die Zuschauer aus. - Die lyrischen Szenen „Eugen Onegin“ von Peter Tschaikowsky werden ebenfalls wiederholt. Spielleiter Georg Gültich und Kapellmeister Josef Josef schufen die mit freudigem Beifall aufgenommene Neuinszenierung des infolge seines lyrischen Charakters auf dem Theater mühevoll zu bewältigenden Werkes.

Im Schauspiel gesellt sich zu den Wiederholungen der gewichtigen, sprachgewaltigen Aufführung der Tragödie „Gyges und sein Ring“ von Friedrich Hebbel, die von hervorragenden dar-

stellerischen Leistungen getragen wurde, ein zweites großes Schauspiel. Zum Heldengedenktage wird „Der Prinz von Homburg“ von Heinrich von Kleist vorbereitet. Beide Aufführungen leitet Oberspielleiter Fritz Rémond.

Ein besonderes Ereignis war der große Ballettabend, der Ende Oktober von dem vom Deutschen Opernhaus in Berlin neu nach Stettin verpflichteten Ballettmeister Hans Rausch veranstaltet wurde. Der Abend wird auch im November wiederholt. Die verstärkte Tanzgruppe des Stadttheaters tanzt: „Eine kleine Nachtmusik“ von W. A. Mozart, „Tanzfantasie“ von Hermann Filscher, und bringt die Tanzpantomime „Awilata“ von dem in Stettin ansässigen Adolf Leske zur Uraufführung.

In der Operette gesellt sich zum melodienreichen „Vogelhändler“ die Stettiner Erstaufführung von „Meine Schwester und Ich“ von Rolf Benatzky. Für beide Aufführungen ist Oberspielleiter Hans Fuchs verantwortlich. Die letzte Premiere im November bringt schon die Ahnung des kommenden Weihnachtsfestes. „Der gestiefelte Kater“ wird von Spielleiter Josef Robert als Weihnachtsmärchen vorbereitet.

# BLICK IN DEN OSTEN

Was sich in unserer letzten Monatsübersicht verheißungsvoll ankündigte, ist in einem Maße Wirklichkeit geworden, wie es sich kein Deutscher hätte träumen können. Wenn die englische Presse über die Lösung der Krise um die Tschecho-Slowakei nicht zu Unrecht von dem „größten unblutigen Krieg der Neuzeit“ gesprochen hat, dann hat Deutschland diesen Krieg als einwandfreier Sieger für sich beendet! Die geniale Staatskunst unseres Führers, die sich stützen konnte auf jene Macht, ohne die sich in dieser Welt der harten Gegensätze kein Recht erkämpfen läßt, und auf die gesunden Nerven, das unbeschränkte Vertrauen des ganzen Volkes, hat einen geschichtlichen Erfolg für uns errungen, über dessen Ausmaß uns die Nähe der entscheidenden Ereignisse noch nicht klar werden läßt. Vorläufig halten wir uns an die stolze Bilanz, die der Führer in Saarbrücken zog, deren Ziffern nicht allein, sondern deren Ton auch uns und der Welt bewies, daß Deutschland wieder eine Weltmacht ist und auch gedenkt, als eine Weltmacht mit den übrigen Mächten zu verhandeln! Das Jahr 1938 allein hat Deutschland um 110 000 Quadratkilometer vergrößert und die Zahl der Deutschen im Reich um 10 Millionen vermehrt. Wann jemals in der Weltgeschichte hat ein Staatsmann innerhalb eines Jahres durch nichts als die Kraft seines Willens und die Macht seines Volkes, ohne Krieg zu führen, sein Land um ein Viertel seines Besitzstandes vermehrt und seinem Volk 15 v. H. von blutsgebundenen Volksgenossen zugeführt!

Der Schlüsselpunkt dieser weltgeschichtlichen Entwicklung des Jahres 1938 war die Heimkehr Sudetendeutschlands ins Reich. Was die Verlogenheit des Versailler Systems der Welt und ihren Völkern vorenthielt, die unabdingbaren Rechte der Völker auf die Selbstbestimmung ihres politischen Schicksals, das hat Adolf Hitler wahrgemacht. Die letzten papiernen Reste der Friedensverträge von Versailles und St. Germain flogen auf die Rehrichtshäuser, dahin sie seit Anbeginn gehört hätten, und es bleibt dem Hanswurft-Gebilde von Völkerbund freundlich überlassen, sich die Fäden für seine Genfer Trüffelkammer zusammenzusuchen. Die Weltgeschichte ist über das System von 1918/19 hinweggegangen, als hätte es nie bestanden. Und wir können ihm nichts Besseres tun, als bemüht zu sein, den Spuk zu vergessen, der in politischem Aberwitz, in senilem Haß auf die Kraft des jungen Deutschlands und in krankhaft übersteigertem Größenwahn diplomatischer Eintagsfliegen in den Sudetküchen der Pariser Vororte in den sogenannten Friedenskonferenzen seine Mißgeburt erlebte!

Sudetendeutschland war eines der schwerstbetroffenen Opfer jenes politischen Wahnsiansystems. Wie hat man die einfachsten, gottgegebenen Rechte der 3½ Millionen Sudetendeutschen, die nichts wollten als deutsch sein dort, wo weitere 70 Millionen deutsch waren seit Anbeginn alles Volkwerdens, behandelt! Als der Zusammenbruch der Doppelmonarchie 1918 kam, haben Südmähren und der Böhmer Wald ihren Anschluß an Österreich erklärt. Im Norden machte man aus den deutsch-böhmischen und den schlesisch-mährischen Gauen zwei besondere Provinzen mit einer Landesregierung in Reichenberg und verhandelte mit der neuen tschechischen Regierung in Prag. Das verlogene Beneš-Pack hielt die Deutschen hin, bis aus Rußland die Aberläuferbataillone der Legionäre zurückkamen, die dann mit der ihr eigenen Brutalität gegen Wehrlose jedes Volkstumsrecht, um das sie selbst vorgaben, gekämpft zu haben und zum Verräter an der Waffe geworden zu sein, blutig niederknüttelten. Wie hat man dann in Versailles und St. Germain tschechischerseits mit Erfolg versucht, den Lügen des Herrn Dmowski für die polnischen Ansprüche auf riesige rein deutsche Gebiete (wie große Teile Ostpreußens und fast ganz Ostpreußen) erfolgreich Konkurrenz zu machen: die angebliche wirtschaftliche Einheit ganz Böhmens und die lange geschichtliche Vergangenheit einer angeblichen Einheit aller Länder der böhmischen Krone mußten herhalten, um ein glattes Völkerverbrechen zu decken. Tatsächlich hätte sich keine Volkstumsgrenze in ganz Europa reibungslos ziehen lassen, als die zwischen den geschlossenen Siedlungsgebieten der Sudetendeutschen und der Tschechen!

Aber die Gefahr, daß eines Tages die Pestbeule doch ein erwachendes Europa unangenehm stören könnte, war in Prag erkannt. Und deshalb setzte sofort nach dem gelungenen Betrug an den Staatsmännern die Friedenskonferenzen - die meisten wollten ja betrogen sein - und nach der zwangsweisen Überführung der Sudetendeutschen Gebiete in die Tschecho-Slowakei jene Passion der Sudetendeutschen ein, der erst der Führer am 10. Oktober für alle Zeiten ein Ende bereitete. Wie hat man unsere Volksgenossen nach einem ausgeklügelten System der Anwendung staatlicher Machtmittel gegen einen wehrlosen Volksstamm schikaniert, wirtschaftlich ruiniert, politisch diffamiert in fortgesetzten offenen und versteckten Aktionen, um den unfeigbar deutschen Charakter ihres großen Siedlungsgebietes tschechisch zu durchseuchen und späteren Anklagen oder gar Untersuchungen zu entgehen! Das reiche

Land, das tüchtige Volk kamen nicht zur Ruhe, es war von Anfang bis zu Ende zugleich ein Kampf um das Recht auf die wirtschaftliche und auf die politische Existenz. Die tschechische Währung wurde aus deutschen Krieganleihemitteln im alten Österreich finanziert, die man, da man sie selbst als Tscheche nicht gezeichnet hatte, nicht einlöste. Tschechische Banken erhielten Staatskredite, während man deutsche Finanzinstitute trockenlegte. Eine einseitige Außenhandelspolitik ruinierte die deutsche Exportindustrie, zwang sie tschechischem Kapital in die Arme und überfremdete sie so. Zugleich aber wurde der deutsche Boden mit allen Mitteln staatlich sanktionierten Betruges dem eingeseffenen Bauern fortgenommen. Ähnlich wie in Polen sorgte ein Agrargesetz für die rechtlichen Grundlagen, die im Laufe der Jahre dazu dienten, den Deutschen 600 000 Hektar Land fortzunehmen, davon allein 400 000 im deutschen Siedlungsraum, in den als Kleinbauern, landfremde Beamte, Lehrer usw. allmählich 400 000 tschechische Familien ihren unerbetenen Einzug hielten. So sollte der deutsche Charakter des Landes verwässert werden. Was der wirtschaftliche Druck nicht erreichte, sollte die kulturpolitische Entrechtung besorgen. Überall hielt mit den tschechischen Beamten der tschechische Schulmeister seinen Einzug. Zugang der Tschechen sollte in strittigen Gebieten den deutschen Bevölkerungsanteil unter die 20prozentige Grenze drücken, dann fiel die deutsche Sprache in den Grenzgebieten fort. Zuletzt waren 25 bis 30 v. H. aller deutschen Schulen geschlossen, dafür aber hatten die Tschechen schon 1928 in rein deutschen Gebieten 1000 Schulen und 185 Mittelschulen stehen, die auf Kinder warteten, diese luxuriösen Paläste zu besuchen, wenn man deutsche Kinder nicht hineinzwang, indem man ihren Eltern den Brotkorb höher hing. Wie hat man in den riesigen Waldungen dieses mit Natureichtum wie Naturschönheiten so gesegneten Landes gehaust! Die deutschen Förster, Beamten und Waldarbeiter hat man fortgesetzt, 1½ Million Hektar Wald wurden auf den tschechischen Staat übernommen, der eine Ausbeutungswirtschaft ohnegleichen betrieb. Am Ende war ganz Sudetendeutschland jener wirtschaftliche Friedhof, als den ihn Europa kannte.

Das System Beneš aber hat ein entscheidendes Moment in seiner Entdeutschungspolitik vergessen: die Sudetendeutschen wurden nicht weich. Sie hungerten, aber sie blieben deutsch, man enteignete sie, aber sie blieben auf dem zu kargen Restbesitz,

man schloß ihre Schulen, aber schon 1924 hing bei einem Schulfest im Böhmer Wald an einem der deutschen Häuser der Spruch, der bis zuletzt bewahrt wurde:

Wir woll'n die Hütten alt und grau  
An Deutsche nur vererben,  
Wir woll'n im Deutschen Böhmerwald  
Deutsch leben und deutsch sterben!

Eisenharte Kerle sind dort unten gewachsen, und ihre Frauen und Kinder haben das Erbe der Ahnen zu hüten gewußt wie die Männer und Väter. Der Blick ging hoffend hinüber ins Reich, zuversichtlicher, je mehr im alten Vaterland die Nacht wuchs und der Willen, in Europa aufzuräumen, was mit deutschem Besen gefehrt werden mußte. Was man selbst tun konnte, geeint und fest zu sein, hatte man mit der Gründung und dem Siege der Partei Konrad Henleins getan. Jetzt mußte das Signal abgewartet werden, das den Tag der Freiheit und des Rechtes ankündigte. Die Märztage in Österreich waren dieses Signal. Seitdem war jeder Tag nur Vorbereitung, und jeder Schlag Prags richtete sich ins eigene tschechische Angesicht. Die letzte Entscheidung steht noch zu nah, als daß wir sie ins Gedächtnis zurückrufen müßten. Sudetendeutschland ist im Reich: Ein Reich, ein Volk, ein Führer! - - Dank und Gelöbnis zugleich ist der Ruf, und wer wollte ihn überzeugter zum Schwur erheben, als wir an den Ostgrenzen dieses Reiches, die wir in vorderster Front jenes Kampfes stehen, der für unsere sudetendeutschen Brüder jetzt siegreich beendet ist!

Herbert Caspers.

\*

Verein der Stralsunder in Berlin. Unser 47. Stiftungsfest in den Residenzfestsälen erfreute sich eines regen Besuches, und wir können mit dieser Veranstaltung voll und ganz zufrieden sein. Die Stimmung war von Anfang an überaus herzlich. Die von den Mitgliedern reich besetzte Tombola mit ihren mehr als 50 Gewinnen erfreute sich besonderen Zuspruchs, und so fanden die 400 Lose reisenden Absatz. An dieser Stelle sei nochmals allen gedankt, die am Zustandekommen und an der Ausschmückung des Festes beigetragen haben. - Unsere nächste Sitzung findet am 17. November um 20 Uhr im Vereinslokal „Zum Engelhardt“, Brückenstraße 6b, statt, die Weihnachtsfeier am 18. Dezember im gleichen Lokal. Gäste sind stets herzlich willkommen.



# Reichspommernbund

Liebe Landsleute! Wieder ist einer unserer treuesten Mitarbeiter von uns gegangen. Am 18. Oktober starb in Erfurt der Vorsitzende des dortigen Pommernbundes, unser lieber Landsmann Georg Rüden im 85. Lebensjahr. Ein sanfter Tod endete sein Leben, das reich war an Arbeit und Freude. Bis zuletzt galt all sein Sinnen und Denken seiner Heimat und der Arbeit im RPB. Wer ihn kannte, wird ihn nie vergessen. Unser Dank bleibt ihm für alle Zeiten.

## Sau Groß = Berlin / Brandenburg

Landsmannschaft der Pommern in Babelsberg. Die erste Versammlung nach der Sommerpause fand am 9. Oktober statt. Dsm. Grüzmacher begrüßte mit herzlichen Worten die zahlreich erschienenen Mitglieder und bat sie um rege Beteiligung an der Winterarbeit. Es wurde besprochen, eine Feier des Stiftungsfestes in diesem Jahre nicht abzuhalten. Ferner wurde die Arbeit der Trachtengruppe ausgerichtet und neue Wege und Pläne vorgeschlagen. An Hand einer Wandkarte sprach Dsm. Grüzmacher sodann über die Bedeutung unserer Heimat als Grenzland und über die Vergrößerung

Pommerns durch Angliederung der Grenzmark. Unterstützt wurde dieser Vortrag durch Kommentare aus Stettiner Zeitungen. - Nächste Zusammenkunft am 5. November um 19 Uhr. Wir treffen uns im Konzerthaus zu einem gemeinsamen kleinen Essen und anschließendem Tanzkränzchen.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. Auf dem Heimatabend am 12. Oktober hielt der Vorsitzende, Dsm. Walter Schröder, nach herzlichen Begrüßungsworten und einem warmen Nachruf für die kürzlich verstorbenen Landsleute Paul Bendlin und Wilhelm Henschel, die sich um den Heimatgedanken verdient machten, einen mit großem Beifall aufgenommenen Lichtbildervortrag über „Unser Pommerland“. Nach einer kurzen geographisch-geschichtlichen Einleitung wurde eine große Zahl prächtiger Lichtbilder - Städte und Landschaftsansichten - gezeigt, zu denen der Vortragende sachliche Erklärungen gab: hier auf historische Begebenheiten und auf bedeutende Landsleute aufmerksam machte, dort geschickt und humorvoll eigene Wandererlebnisse einflocht. Der lehrreiche Lichtbildervortrag führte nicht nur kreuz und quer durch das Land am Meer, sondern

## Versammlungskalender für November 1938

Mittwoch,	2. Nov., 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versammlung)	Halle, Haus an der Moritzburg
Mittwoch,	2. Nov., 20.00 Uhr:	Ruppiner Pommernbund, Neuruppin (Versammlung)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Mittwoch,	2. Nov., 20.15 Uhr:	Pommernbund Magdeburg (Versammlung)	Magdeburg, Bergs Hotel
Mittwoch,	2. Nov., 20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Rostock (Versammlung)	Rostock, Mahn- und Ohlerichs Keller
Mittwoch,	2. Nov., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Leipzig (Heimatabend)	Leipzig, Hotel Fröhlich
Mittwoch,	2. Nov., 20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Versammlung)	Erfurt, Stadthaus
Sonnabend,	5. Nov., 20.00 Uhr:	Pommernbund Südost vorm. Fiddichow-Marwitzer (Versammlung)	Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban
Sonnabend,	5. Nov., 20.00 Uhr:	Heimatverein der Dramburger (Heimatabend)	Berlin, Sophien-Festsäle
Sonnabend,	5. Nov., 19.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Babelsberg (Versammlung)	Babelsberg, Konzerthaus
Sonnabend,	5. Nov., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Eberswalde (Stiftungsfest)	Eberswalde, „Deutsches Haus“
Dienstag,	8. Nov., 20.00 Uhr:	Verein von Uckermünde u. Umg. (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanta)
Mittwoch,	9. Nov., 20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Versammlung)	Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61
Donnerstag,	10. Nov., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Berlin (Heimatabend)	Berlin, Luckauer Straße 15 (Deutscher Hof)
Donnerstag,	10. Nov., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauer Katskeller
Sonnabend,	12. Nov., 20.00 Uhr:	Verein der Nipperwiefer (Heimatabend)	Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klaufe)
Sonntag,	13. Nov., 17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin u. Umg. (Heimatabend)	Berlin, Ohmstraße 2 (Berliner Klubhaus)
Sonntag,	13. Nov., 18.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Potsdam (Versammlung)	Potsdam, „Zum Obelist“, Hohenzollernstraße 27
Montag,	14. Nov., 20.00 Uhr:	Pommernbund Naumburg (Versammlung)	Naumburg, Eiserner Wenzel
Sonnabend,	19. Nov., 20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Neumünster (Versammlung)	Neumünster, Hotel „Kaiserecke“
Sonnabend,	19. Nov., 20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Kiel-Gaarden (Versammlung)	Kiel-Gaarden, Kleines Restaurant, Kirchenweg 16
Sonnabend,	26. Nov., 20.00 Uhr:	Verein der Greifswalder (Stiftungsfest)	Berlin, Rosenthaler Str. 11-12 (Rosenthaler Hof)

zauberte auch vielen Landsleuten die Stätten der eigenen Kindheit greifbar nahe vor die Seele. Den stimmungsvollen Ausklang des Abends bildeten gemeinsam gesungene Heimatlieder. - Nächster Heimatabend am 10. November.

**Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde.** Am 17. September feierten wir unser diesjähriges Königsschießen mit gemütllichem Beisammensein. Schützenkönig wurde Ldsm. Reichow, 1. Ritter Ldsm. Pape, 2. Ritter Ldsm. Bullerjahn. - In der Versammlung am 15. Oktober gab der Vorsitzende, Ldsm. Beier, einen Rückblick auf die verflochtenen schicksalsschweren Wochen. Mit einem Sieg-Heil dankten die Anwesenden dem Führer für die Befreiung der Sudetenlande. Ausführlich wurde dann unser am 5. November stattfindendes 10jähriges Stiftungsfest im „Deutschen Haus“ besprochen. Als neues Mitglied wurde Ldsm. Bauer aus Pollnow herzlich begrüßt. - Die Novemberversammlung fällt aus.

**Landsmannschaft der Pommern in Potsdam.** Der letzte Heimatabend, in dem Ldsm. Rehlaff die Mitglieder herzlich willkommen hieß, trug den Stempel der Freude über den Sieg im Frieden. Der Vorsitzende gedachte der schweren Zeit der Sudetendeutschen und der von Sieg gekrönten Arbeit unseres Führers. Aus übervollem Herzen stimmten alle in das Sieg-Heil und in die Nationalhymnen ein. Konzert, alte Heimattänze (Regel, Wolgaster Besentanz u. a.) hielten Mitglieder und Gäste bis zum ersten Hahnenschrei beisammen. - Nächste Versammlung am 13. November um 18 Uhr. Vollzähliges Erscheinen erbeten.

**Verein der Bütower in Berlin.** Unser 48. Stiftungsfest findet am 5. November um 20 Uhr im Vereinshaus Charlottenburg, Berliner Straße 61, statt. Wir bitten alle Vereinsmitglieder, sich reiflos in den Dienst der Sache zu stellen. Vor allen Dingen wird erwartet, daß kein Mitglied an diesem Abend fehlt und jeder zum guten Gelingen des Festes recht viele Gäste einführt. - Nächste Sitzung am 9. November.

**Heimatverein Dramburg zu Berlin.** In Ergänzung des Vorstandes ernannte der Vereinsführer, Ldsm. Dittmer, in der Oktober-sitzung unser langjähriges Mitglied Ldsm. Gerh. Bork zu seinem Stellvertreter. - Mit allgemeiner Zustimmung finden unsere Heimatabende in Zukunft jeden 1. Sonnabend im Monat, erstmalig am 5. November, in den Sophien-Festsälen statt. - Mit der Vorbereitung zum Weihnachtsfest betraute der Vorsitzende verschiedene Mitglieder, unter ihnen auch wieder Ldsm. Pape als Weihnachtsmann.

**Heimatverein Köslin zu Berlin.** Am letzten Heimatabend begrüßte Ldsm. Klein die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste und gedachte vor allem der großen Friedenstat des Führers. In Erledigung des geschäftlichen Teils las er ein Schreiben des Vorsitzenden des APB. vor, der in der Hauptsache auch im letzten „Boll-

werk“-Heft veröffentlicht war. Eine Abordnung von drei Mann wird den Verein am 30. Stiftungsfest des Pommernbundes Südost vertreten. Ein Opernsänger brachte dann hervorragende Lieder zu Gehör, und auch die weiteren humoristischen Vorträge wurden mit großem Beifall aufgenommen. - Am 5. November Beirats-sitzung bei Briesch, am 13. November Heimatabend, zu dem alle Mitglieder mit Gästen erwartet werden.

**Verein der Greifswalder zu Berlin.** Die am 8. Oktober im Rosenthaler Hof abgehaltene geschäftliche Sitzung war leider sehr schwach besucht. Nach Verlesen der letzten Niederschrift wurde ein Herbst-Kaffeeausflug nach Kaulsdorf zum „Jägerheim“ beschlossen. Weiterhin empfahl Ldsm. Diebow, eine Weihnachtsfeier mit anschließendem Tanz abzuhalten.

**Verein der Neustettiner zu Berlin.** Auf unserem 10. Stiftungsfest konnte Ldsm. Lemke folgende Abordnungen mit Fahnen begrüßen: Verein der Bütower, der Massower, Pommernbund Südost, Landsmannschaft der Pommern in Berlin, Potsdam, Babelsberg und den Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art. Auch der Vorsitzende des APB., Ldsm. Schröder, und der Bürgermeister unserer Heimatstadt, Pg. Rogausch, waren der Einladung gefolgt. Letzterer erfreute uns mit einem sehr interessanten Lichtbildvortrag vom schönen Neustettin und seiner Umgebung. Dem tatkräftigen Bürgermeister wurde unter Ernennung zum Ehrenmitglied ein Ehren-diplom mit silberner Vereinsnadel überreicht. Weiterhin wurden folgende Landsleute mit der silbernen Vereinsnadel ausgezeichnet: Karl Gaudian, Max Riemer, Paul Drews, Otto Wilm. Im überfüllten Saal, der mit Blumen und Fahnen geschmückt war, blieben Landsleute und Gäste bis in die frühen Morgenstunden bei Tanz und fröhlicher Unterhaltung beisammen.

**Verein der Nipperwiefer in Berlin.** Am letzten Heimatabend wurde bekanntgegeben, daß unser Heimatort nun endgültig kirchlich von Fiddichow gelöst und selbständig ist. Eine Abordnung nahm am 15. Oktober am 30. Stiftungsfest des Pommernbundes Südost teil. Als neue Mitglieder wurden Gustav Wilke und Hermann Moesede aufgenommen. Die Weihnachtsfeier findet am ersten Feiertag im Vereinslokal statt. Das 13. Stiftungsfest ist für Ende Februar, Anfang März vorgesehen. - Zur Heimatkunde wies Ldsm. F. Rosenfeldt auf den Gebietszuwachs Pommerns durch Eingliederung der Grenzmark hin. Einige Zeitungsberichte und der Nachrichtendienst unterrichteten uns über Ereignisse in der Heimat. - Nächster Heimatabend mit Neun- augen-Essen, fröhlicher Unterhaltung und Tanz am 12. November.

**Pommernbund Südost (vormals Fiddichow-Marwitzer).** Ein großer Erfolg war unser 30. Stiftungsfest, zu dem auch der Bundesvor-sitzende Ldsm. Schröder und weiterhin 14 Heimatvereine mit elf Fahnen erschienen waren. Nach dem Einmarsch der Fahnen begrüßte Ldsm. Malik in herzlichen Worten die Festteilnehmer, während Fel-

Borchardt einen Prolog sprach. Dem Liede „Gruß an die Heimat“ folgte die Festrede des Bundesvorsitzenden, und anschließend nahm Ldsm. Borchardt die Ehrung der Gründer vor: Er überreichte dem 1. Vorsitzenden, Ldsm. Malik, die Urkunde als Ehrenmitglied und Ehrenvorsitzenden, den Landsleuten Heller, Jäger, Geis, Frau Otto und Frau Hartmann die Ehrennadel für 30jährige Mitgliedschaft. Weiterhin wurde dem Vorsitzenden eine von Ldsm. Heller gestiftete Bannerschleife übergeben. Dann sprach der Vorsitzende des Vereins der Bütower, Ldsm. von Kefowski, die Glückwünsche der Vereine aus, und der Vertreter des Vereins ehem. Siddichower überreichte einen Fahnen Nagel. Mit Dankesworten des Vorsitzenden und dem Gesang des Bundesliedes schloß der festliche Teil. Während der Tanzpause führten einige Damen unter Leitung von Fel. Loewecke heimatliche Tänze auf, und auch eine von Ldsm. Ruhfeld ausgestattete Tombola verschönte das herrliche Fest. - Nächste Sitzung am 5. November.

**Verein von Ackeründe in Berlin.** Unter Fortfall der Oktober-sitzung hielten wir am 8. Oktober ein Herbstvergnügen ab. Für die Saalaus schmückung hatte der 1. Vorsitzende wundervolle Herbstblumen gestiftet. Die Musik trug viel zum Gelingen des Festes bei und spielte uns neue, aber auch unsere beliebten alten Heimattänze vor. Die Pause füllte ein Lassowerfer mit seinen Künsten aus. In echt pommerischer Gemütlichkeit blieben wir bis zum frühen Morgen beisammen. - Nächste Sitzung am 8. November.

**Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art.** Zu Beginn des letzten Heimatabends gedachte der Vorsitzende in herzlichen Worten der kürzlich verstorbenen Mitglieder Bendlin und Henschel. Das Hauptthema „Nettelbeck“ behandelte Ldsm. Eschenbach aus Kolberg. Er zeichnete das Leben dieses kraftvollen Menschen, der 1738 in Kolberg geboren wurde und dort 1824 starb, er schilderte Nettelbecks Draufgängertum und seine wilde Kühnheit und schließlich seinen starken Willen, mit dem er in der Unglückszeit nach 1806 den Widerstand gegen die Franzosen in seiner Vaterstadt organisierte, sich der Abergabe der Festung widersetzte und so mit Gneisenau dem Vaterlande unsterbliche Dienste leistete. Ldsm. Hoffke las aus Paul Heises Schauspiel „Kolberg“ einige die damaligen Verhältnisse beleuchtende Szenen vor. Reicher Beifall dankte beiden Vortragenden für den interessanten Abend. - Der nächste Heimatabend am 10. November ist dem Gedenken unserer Landsleute Bendlin und Henschel gewidmet. Es werden Auszüge aus ihren Werken verlesen werden. - Der Heimatabend im Dezember ist vom 12. auf den 15. verlegt. Die Damen treffen sich jeden ersten Dienstag im Monat im Terräum Bellevuestraße.

### Gau Mitteldeutschland

**Verein heimattreuer Pommern in Halle.** Die Monatsversammlung am 5. Oktober stand unter dem Zeichen der politischen Vorgänge im Reich und in Europa. Der Vorsitzende sprach über die Entwicklung der politischen Lage in den letzten Septembertagen, und er dankte dem Führer für seine große Friedenstat und den Sudetendeutschen für ihre Treue und Opferbereitschaft. Ldsm. Dr. Klindt war während der Zusammenkunft der vier Staatsmänner in München und hatte Gelegenheit, diese und die große Begeisterung der Bevölkerung zu sehen. Er berichtete weiter von dem bunten Leben und Treiben auf dem Münchener Oktoberfest, wovon er uns ein anschauliches Bild vermittelte. - Nächste Versammlung am 2. November um 20 Uhr im Tempelsaal, Haus an der Moritzburg. In dieser Versammlung wird uns Odo Ritter, Stettin, einen Vortrag über Pommern halten und einen Heimatfilm zeigen. Regere Beteiligung wird erwartet. - Die Versammlung am 5. Dezember findet wieder in unserem neu hergerichteten Raum auf dem Bahnhof statt.

**Pommersche Landsmannschaft, Leipzig.** Am letzten Heimatabend begrüßte Ldsm. Gülzow vor allem Lieschen Riefling, die Tauspatin des Rdf.-Schiffes „Robert Ley“, und die als Gäste unter uns weilenden Teilnehmer der Madeirareise. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils hielt Ldsm. Gülzow einen anschaulich ausgearbeiteten Lichtbildervortrag über seine Reise nach Madeira, der alle Landsleute in seinen Bann hielt. Wir sahen das prächtige Rdf.-Schiff „Wilhelm Gustloff“ im Hamburger Hafen, wir sahen das Leben und Treiben an Bord des Schiffes, wir sahen deutsche Arbeiter unter den Palmen Madeiras - kurzum, wir sahen glückliche Menschen und

hörten Zufriedenheit und Dank aus den Worten unseres Landsmannes. An den Vortrag schloß sich ein Vordfest an, das in pommerischer Gemütlichkeit und bei den Klängen der Hauskapelle allen Landsleuten und Gästen einige frohe Stunden bereitete. - Nächster Heimatabend (mit Lungwurstessen) am 2. November.

**Pommernbund Magdeburg.** In der Oktoberversammlung brachte der Vorsitzende, Ldsm. Lange, einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Wochen. Die Lage sei sehr ernst gewesen, der Krieg sei unvermeidlich erschienen, aber doch in letzter Stunde verhütet worden. Es sei um das deutsche Problem gegangen, darum, daß ein Volk im geschlossenen Siedlungsraum auch in einem Staat vereint leben wolle. 20 Jahre lang sei das urdeutsche Sudetenland elender Unterdrückungspolitik und wüstem Terror ausgeliefert gewesen, bis es nun endlich durch die Entschlossenheit des Führers befreit wurde. - Vom Utmärker-Verein ist eine Einladung zur Feier des 50jährigen Bestehens eingegangen. - Der Werbeabend für unsere pommerische Heimat wird am 19. November in der Volksbücherei Buckau stattfinden und verspricht ein voller Erfolg zu werden. - Nächste Versammlung am 2. November.

**Pommernbund Naumburg.** Zu Beginn der Oktoberversammlung gedachte der Vorsitzende der großen Ereignisse der letzten Tage: der Befreiung der Sudetendeutschen vom Joch der Tschechen. Es wurde beschlossen, einen namhaften Betrag dem WSW. zum Besten der Sudetendeutschen zu überweisen. Mit großer Freude wurde auf das Verbleiben der Kreise Neustettin und Dramburg bei Pommern und auf die erhebliche Vergrößerung unserer Heimat durch Angliederung der Grenzmark hingewiesen. Anschließend hielt der Vorsitzende noch einen Vortrag über den Werdegang Sudetendeutschlands und der Tschechei. Zwei neue Mitglieder konnten wir begrüßen, und zwar Nichten unseres großen Landsmannes Prof. Taubert, auf dessen 100. Geburtstag im Septemberheft ausführlich hingewiesen wurde. - Wir betonen noch einmal, daß unsere Versammlungen stets am zweiten Donnerstag im Monat stattfinden. Nächste Versammlung also am 14. November. Eine besondere Benachrichtigung erfolgt nicht mehr.

### Gau Nordwestdeutschland

**Verein der Pommern Kiel-Gaarden.** Unsere Oktoberversammlung, die mit einem gemütlichen Beisammensein verbunden war, erfreute sich außerordentlich starken Besuchs. In Erledigung der Tagesordnung wurde beschlossen, für die Kinder unserer Mitglieder eine Weihnachtsfeier abzuhalten und die Fahne zum 40. Stiftungsfest der Alt-preußen zu entsenden. Im gemütlichen Teil wechselten Gesang, Tanz und bunte Spiele einander ab. Die Frauen des Vereins wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet, während sich die Männer in guter Stimmung beim Glase Bier bewegten. Jeder Landsmann ist sicherlich mit dem Bewußtsein heimgekehrt, einige schöne Stunden mit den Pommern verlebt zu haben. - Nächste Versammlung am 19. November.

**Verein der Pommern zu Neumünster.** Am 5. November findet ein Heimatabend in der Reichshalle statt, wozu wir das vollzählige Erscheinen unserer Landsleute erwarten. Die Dezemberversammlung wird mit einem Eisbeineffen verbunden sein; einschließlich Musik sind 50 Pf. zu zahlen. Die Weihnachtsbescherung findet wie früher statt. - Nächste Versammlung am 19. November.

**Landsmannschaft der Pommern in Rostock.** Vor Beginn unserer Viertelfjahreshauptversammlung am 5. Oktober gedachte der Vorsitzende, Ldsm. Rasch, in eindrucksvollen Worten der Sudetendeutschen und der großen Tat des Führers. Weiter gedachte er unserer kürzlich verstorbenen Landsleute Paul Bendlin und Wilhelm Henschel. Er gab einen kurzen Überblick über das Schaffen und die Verdienste der beiden Verstorbenen für die pommerische Heimatbewegung. Als dann ging er zur Erledigung der umfangreichen Tagesordnung über. - Am Sonntag, dem 16. Oktober, feierte die Landsmannschaft ihr dies-jähriges Königsfchießen. Dem Sprichwort „Ab' Aug' und Hand fürs Vaterland“ folgend, hatten sich fast alle Landsleute eingefunden. Der Preisverteilung folgte ein gemütliches Beisammensein, das bei flotten Tanzweisen und fröhlicher Unterhaltung die Landsleute mit ihren Angehörigen bis um Mitternacht vereinigte. Mit dieser Veranstaltung wurde das Sommerprogramm abgeschlossen. - Nächste Monats-versammlung am 2. November.



# BUCHBESPRECHUNGEN

**Aus einer kleinen Universität - Greifswald.** Von Theo Malade, F. F. Lehmann Verlag, München. Preis 2 RM. - Ein liebenswertes Büchlein, das man in einem Zuge auslesen muß: so spannend, so ergötlich und so aufschlußreich ist dieser Bericht, der sich wie ein Film aus dem Greifswald vor etwa 50 Jahren entrollt. Jeder Pommer, und vor allem jeder, der als Mufensohn in unserer Universitätsstadt weilte, wird mit innerer Anteilnahme zu diesem Buch greifen. Altes Gryps: hier erstehst du greifbar nahe, hier lebst du wieder mit allen Freuden und kleinen Leiden und deinen Großen, die vor einem halben Jahrhundert deine Lehrstühle zierten. Allen voran die Mediziner Friedrich Löffler, Hugo Schulz, Paul Grawitz, Leonard Landois und eine Reihe anderer Gelehrte, von denen Malade ein feinsinniges Bild entwirft. Voll lebendigen Humors ist das entzückende Büchlein, voller Begegnungen und Anekdoten, über die man gern und herzlich schmunzelt.

**Nordland-Fibel.** Herausgegeben von der Nordischen Gesellschaft, Verlag Wilhelm Limpert, Berlin, Preis 12,- RM. - Die hervorragendsten Kenner des nordeuropäischen Raumes haben sich in diesem prächtig ausgestatteten Werke vereinigt, um ein wirklich umfassendes Bild von Landschaft, Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kultur der nordischen Länder zu geben. Und zwar stehen Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Island im Kreis ihrer tiefeschürfenden Betrachtungen, die bei aller Wissenschaftlichkeit nichts an Allgemeinverständlichkeit eingebüßt haben und gerade deshalb weitestes Interesse finden sollten. In der Tat füllt diese „Enzyklopädie“, wie man das Buch nennen möchte, eine empfindsame Lücke in unserem Schrifttum aus. Und da es, neben 80 Bildtafeln, eine große Anzahl wertvoller Übersichtskarten zu Vorgeschichte, Geschichte, Literatur und Kunst und weiterhin eine mehrfarbige Karte der skandinavischen Länder enthält, dürfte das Werk gerade in unserem Leserkreise erwartungsvoll aufgenommen werden.

**Nordosteuropa.** Völker und Staaten einer Großlandschaft, von Dr. Werner Effen, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Preis 1,20 RM. - Diese Schrift, die in der bekannten Reihe „Macht und Erde“ erschienen ist, muß schon deshalb begrüßt werden, als das politische Werden und das völkische Gepräge des nordöstlichen Europa nur sehr unvollkommen bekannt ist. Essen begrenzt das behandelte Gebiet durch Dreieckseiten, die etwa die Eckpunkte Magdeburg, Baku und Mabarowa (am Nordural) verbinden; es bildet also ein nach Osten offenes Dreieck, das sich von der Norddeutschen Tiefebene weit nach Osten erstreckt und den dichten Staatengürtel von Finnland über das Baltikum nach Polen und der Tschechei umfaßt. Der Verfasser darf heute als einer der besten Kenner dieses Raumes gelten. Und wie er den Leser durch die rassischen, völkischen und religiösen Gegebenheiten führt, wie er diese zwischen die von Westen und Osten anstürmenden Kräfte stellt - das ist so übersichtlich (mit Unterstützung einer Reihe Kartenbilder) gestaltet, daß das Büchlein zum Verständnis Nordosteuropas unentbehrlich ist.

**Ewig ruft das Meer.** Von Hermann Gerstner, Verlag Franz Eher, München, Preis 3,20 RM. - Der Roman schildert uns den Kampf des jungen Florian um seinen Lebensberuf; denn das Blut seines Vaters, eines Seeoffiziers, ruft ihn aufs Meer, während ihn Anna, die Gespielin seiner Jugend, in der schönen fränkischen Heimat festhält. Prächtige junge Menschen, die sich tapfer ihr Schicksal selbst formen. Ein Buch, das uns so recht die ewige Sehnsucht der Deutschen nach der Ferne, aber auch die erdverwurzelte Liebe zur Heimat vor Augen führt. Wir können es unseren Lesern wärmstens empfehlen.

**Wargamäe.** Roman aus Estland, von A. H. Tammisaare, Verlag Helle & Co., Berlin, br. 4,80 RM., geb. 7 RM. Man muß dem Verlag dankbar sein, diesem großen Werk des estnischen Dichters in Deutschland Eingang verschaffen zu haben. Denn in ihm atmet der Hauch einer Landschaft, die wir bisher kaum kannten, die sich aber nun dem Leser in ihrer Ganzheit erschließt. Dieses Buch ist

wohl ein Bauernroman im literarischen Sinne - und es ist doch weit aus mehr: nämlich das tiefgründige, seelenvolle Spiegelbild eines Volkes, das hier herb und humorvoll zugleich eine unübertreffliche Gestaltung gefunden hat. Tammisaare ist ein Meister der Erzählung, sparsam in Worten, reich an Gedanken und Weisheiten, wissend um die menschlichen Probleme, die überzeitlich sind. So zeichnet er ein urwüchsiges Bild vom estnischen Volke um die Jahrhundertwende, ein Bild, das sich unvergesslich einprägt. Dieser Roman wird, eben weil er echt ist, auch in Deutschland viele begeisterte Leser finden.

**Nettelbeck.** Zum 200. Geburtstag des großen Kolberger Sohnes hat Rolf Italiaander zwei Bücher herausgegeben: und zwar im Verlag Bernhard Sporn, Zeulenroda, Nettelbecks Selbstbiographie „Mein Leben“ (Preis 5,60 RM.) und im Verlag Gustav Weise, Berlin, das Jugend- und Volksbuch „Der junge Nettelbeck“. Beide Bücher, denen eine vorzügliche Ausstattung eigen ist, dürften weitester Verbreitung sicher sein. - Die Neuherausgabe der Nettelbeckschen Lebenserinnerungen kann wohl an die Spitze aller ähnlichen Ausgaben gestellt werden. Nicht nur, daß eine ausführliche Einleitung und eine Beschreibung der letzten Lebensjahre Nettelbecks aufschlußreiches Material enthalten - es sind ebenso die vielen zeitgenössischen und zum Teil unbekannteren Illustrationen, die den Wert dieses Buches erhöhen. - In seinem zweiten Buche „Der junge Nettelbeck“ rollen die ersten 25 Jahre des abenteuernden Seefahrers vor dem Leser ab. Hier ist die Handlung so geschickt und so spannend gefügt, daß selbst derjenige, der die Selbstbiographie in allen Einzelheiten kennt, gern den sich überstürzenden Geschehnissen folgt. Es ist ein echtes Buch für die Jugend - echt deshalb, weil es kämpferisch ist.

**Der König und die Kaiserin.** Friedrich der Große und Maria Theresia, von Werner Beumelburg, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, Preis 7,80 RM. - Auch in diesem, seinem neuesten Buch offenbart sich Werner Beumelburg wieder als der tiefeschürfende Historiker, als den wir ihn aus seinen bisherigen „Büchern vom Reich“ kennen. Mit unerhört dichterischer Kraft, aus weitgespannter Schau heraus entwickelt er hier ein großartiges Zeitbild, in dem sich die deutsche Kaiserin Maria Theresia und Friedrich der Große, der Preußenkönig, gegenüberstehen: in einem Kampf, der, so leidvoll er war, in seinem Grunde eine neue Zeit einleitete, die durch Adolf Hitler ihre endliche Erfüllung fand. Lebenswahr läßt der Dichter die politischen Gestalten vor fast 200 Jahren zu uns sprechen, er stellt sie in das undurchsichtige Widerspiel der damaligen Mächte und gibt dem Bruderkampf eine wahrhaftige Sinnbedeutung, wie sie so klar und in ihrer Ausföhrung so spannend wohl noch nicht niedergeschrieben worden ist. Das ist Geschichtsauffassung, wie wir sie wollen - und das ist ein Buch, wie wir es wünschen: ehrlich, erlebnisstark, voller ethischer Werte. Jeder Deutsche sollte es offenherzig lesen.

**Sportkameraden.** Begegnungen und Erlebnisse, von Jack Schumacher, Frankische Verlagshandlung, Stuttgart, Kart. 3,20, geb. 3,80 Reichsmark. - In der ganzen Welt wohl ist Jack Schumacher, der Leichtathlet und Sportberichterstatter, durch seine spannenden Schilderungen bekannt. In diesem Buch ziehen nun die großen Sportler Europas und Amerikas an dem Leser vorüber. Wir lernen sie sozusagen einmal „privat“ kennen, weil wir mit Schumacher manch aufschlußreichen Blick auch hinter die Kulissen der sportlichen Wettkämpfe werfen dürfen. Jeder Sportbegeisterte wird durch diese Berichte gefesselt sein, und besonders unsere Jugend wird sich freudig durch alle Sportarten und gleichzeitig durch viele Länder führen lassen: ihr sei das aus Liebe zum Sport geschriebene Buch vor allem empfohlen.

**Marineblau und Khaki.** Der Heldenkampf des Kreuzers „Königsberg“, von Peter Eckart; Frankische Verlagshandlung, Stuttgart, Preis 3,80 RM. - Im Juli 1916 wurde die „Königsberg“ an der Küste Ostafrikas von seiner Besatzung nach heldenmütigem Kampfe verlassen und gesprengt; ihr Wrack liegt noch heute in einem der

Mündungsarme des Rufidji. Dieser große Kampf gegen einen überlegenen Feind findet im ersten Teile des Buches eine anschaulich-spannende Schilderung, in der Mut, Ausdauer und Entschlossenheit der Befahrung sich zu einem wahren Heldenliede vereinigen. Wie dann anschließend alle Überlebenden an den Landkämpfen teilnahmen und hier mehr als einmal an der Seite der Schutztruppen das Kriegsgeschehen maßgebend beeinflussten: das ist der Inhalt des zweiten Teiles. Mit den vielen interessanten Bildern und einem Geleitwort von Vizeadmiral Loof, dem Kommandanten der „Königsberg“, ist ein starkes Buch entstanden, das Ränder eines unsterblichen Soldatischen Geistes ist.

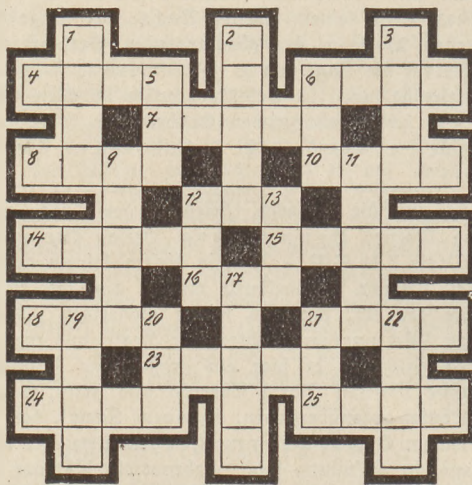
**Der Kampflieger Lothar Freiherr von Richthofen.** Von O. Schwendiek. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, brosch. 2,—, geb. 3,— RM. — Aber diesen tapferen und erfolgreichen Kampflieger des Weltkrieges, der in 40 Luftkämpfen Sieger geblieben war, ist leider bis heute noch viel zu wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Mag sein, daß sein älterer, noch größerer Bruder Manfred die tiefere Ursache hierfür ist — aber gerade deshalb ist das schöne und warmherzige Denkmal Schwendieks besonders zu be-

grüßen. Er entwickelt in seinem mit einer Anzahl Bilder ausgestatteten Buch ein großzügiges Bild von der Kriegsfliegerei, in der Lothar durch Mut und Entschlossenheit einen der ersten Plätze einnahm, aus der er mehrfach verwundet zurückkehrte, um dann doch im Jahre 1922 am Steuer eines Postflugzeuges den Fliegertod zu finden. Es ist ein schlichtes und doch spannendes Buch, das besonders von unserer Jugend gelesen werden sollte.

**Berichtigung.** Die im letzten Abschnitt des Aufsatzes „Wußten Sie schon“ auf Seite 269 der Septemberfolge gegebenen Unfallziffern entsprechen in diesem Zusammenhang nach einer Mitteilung des Polizeipräsidenten Stettin nicht den Tatsachen, sondern sie stellen die Zahlen der an den Unfällen beteiligten Fahrzeuge dar. Stettin hatte im Jahre 1937 nicht 2513, sondern 1377 und im Jahre 1936 nicht 2608, sondern 1420 Verkehrsunfälle. Verlegt wurden in den gleichen Jahren entgegen dem im Statistischen Jahrbuch der Stadt Stettin veröffentlichten Ziffern, 637 (nicht 705) und 759 (nicht 807) Personen. Damit nimmt Stettin hinsichtlich der Verkehrsunfälle unter den deutschen Städten einen guten mittleren Platz ein.

# RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht 12 — senkrecht 2, 5, 6 — waagerecht 14, 23 nennen eine Bauernregel.

Waagerecht: 4. Salz, 6. Pflanzenteil, 7. Salzei, 8. Ruhestatt, 10. gleich, 12. Fürwort, 14. nicht ganze, 15. Wertpapier, 16. weibl. Vorname, 18. ethischer Begriff, 21. Fest, frz., 23. Viehzucht, 24. Göttin der Jugend, 25. Wasservogel. Senkrecht: 1. Pökelbrühe, 2. Haustier, 3. weibl. Vorname, 5. Bindewort, 6. pers. Fürwort, 9. Amtstracht, 11. Ehemann, 12. türk. Ausrufer, 13. Segelstange, 17. Trockenanlage, 19. Schlag, 20. Bund, 21. Märchengestalt, 22. Spitze des Truppenkörpers.

## Zum Schütteln

Soll ein Paket dich rasch erreichen,  
Bedient man gerne meiner sich,  
Doch schüttelst du all meine Zeichen,  
Werd' ich zur Waffe. Hüte dich,  
mit mir leichtsinnig umzugehen,  
Ein großes Unglück könnt' entstehen.

Silberrätsel

a - art - au - band - bel - blu - brei - cel -  
de - diet - dis - druck - ei - er - erb - erbs -  
fer - frie - ge - gel - gen - hof - hu - il -  
in - ka - kämp - ke - ko - kus - la - lin - list -  
lung - luft - me - me - menz - men - ne -  
nef - ni - on - pe - ra - ral - rei - rei - rei - rich -  
rin - ring - samm - sau - si - stoff - stüm -  
su - tin - träu - u - un - ver - un.

Aus obigen Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnpruch von Lichtenberg ergeben. (h = ein Buchstabe.)

1. Aussprache, 2. Oper von Strauß, 3. Vogel, 4. Landitz, 5. Sportler, 6. Scherz, 7. deutsche Sagengestalt, 8. Wefenszug, 9. unfertige Arbeit, 10. gesch. Zusammenkunft, 11. Begriff der Wetterkunde, 12. „... verzehrt“, 13. nahrhaftes Gericht, 14. Orchestermitglied, 15. Geburtsstadt Lessings, 16. Stadt in Thüringen, 17. Luftbestandteil, 18. Schumannsches Musikstück, 19. Biststoff, 20. lebhaftes Kind, 21. Gartenpflanze, 22. Medikament.

Halbierrätsel

Dorier - Frühling - Lavendel - Instinkt - Wilddieb -  
Plebejer - Andine - Gnesen.

Den obigen Wörtern ist die Hälfte der Buchstaben zu entnehmen. Zu gleicher Folge aneinandergereiht, ergeben die Buchstaben einen Ausspruch von Gerhart Hauptmann.

## Zuslösungen aus dem Oktober-Fest

Spiralrätsel

1.—3. Jod, 3.—5. Dom, 5.—7. Mai, 7.—10. Idol, 10.—13. Lake, 13.—17. Edikt, 17.—21. Teint, 21.—26. Tedeum, 26.—31. Maurer, 31.—37. Raditt, 37.—43. Telefon, 43.—49. Naugard.

Silberrätsel

1. Wesel, 2. Aorta, 3. Sonnentau, 4. Marktkorb, 5. Achat, 6. Nauheim, 7. Halma, 8. Orion, 9. Freiburg, 10. Fermate, 11. Tiger, 12. Groschen = Was man hofft, glaubt man gern.

Hauptchriftleiter und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Haniß, Stettin. — D. A. M. Wj. 1938 4483. Zur Zeit gilt Anzeigenpreiskliste Nr. 10. — Druck: F. Hesse, Stettin. — Verlag: Pommerischer Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 2 68 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Bollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluß keine Abbestellung erfolgt.

# Das gute Druckerzeugnis

verlangt

## beste Buchbinderarbeit

Das gute Buch erhält seine Vollendung erst durch die geschmackvolle und künstlerische Buchbinderarbeit — der Werbedruck seine Wirkung durch die besondere Aufmachung. Meinem altbekannten graphischen Großbetrieb ist eine Buchbinderei angegliedert, die allen Anforderungen auf dem Gebiete der Papierverarbeitung gewachsen ist und mit Sorgfalt arbeitet.

### F. HESSENLAND

Stettin, Große Domstr. 6-9 / Fernruf 30340 u. 36620

**Hand- und Maschineneinbände  
Einbanddecken und Sammelmappen  
Liebhaber-Einbände, Diplome  
Broschüren, Zeitschriften, Kataloge  
Stanz-, Präge- und Schneidearbeiten**

Verlangen Sie Vertreterbesuch

Allen Berliner Pommern empfehle zu Weihnachten mein **Uhren- und Goldwaren-Geschäft** / Großes Lager in allen Schmuck-Geschenkartikeln, sowie WMF-Bestecke Ankauf von Bruch-Gold, -Silber, -Platin, altem Granatschmuck, sowie Double  
**Max Strassenburg**, Uhrmachermstr. u. Juwelier, **Berlin N 4**, Brunnenstr. 35  
Mitglied des Heimatvereins Köslin und Umgegend

Besichtigen Sie bitte zur

### Woche des deutschen Buches

unsere Sonder-Schaufenster u. Schaukästen

### L. SAUNIERS BUCHHANDLUNG

Stettin

Mönchenstraße 12-13



In der NSD. finden sich die Starken zu einer Gemeinschaft zusammen, um als Schildträger vor dem Leben des Volkes zu stehen!

Okt./Nov. 38

Preis 15 Pf.

# Der Schulungsbrief

## Kampf um Blut und Boden

I. Teil: Oktober (10/38)

II. Teil: November (11/38)

Auflage 3 750 000

Bezug nur durch die  
Ortsgruppen der Partei

Zentralverlag  
der NSDAP., Franz Eher Nachf., Berlin

Herausgeber: Der Kreisorganisationsleiter der NSDAP.

## Techniker, nehmt am Fortschritt teil,

den die Technik im Gau Pommern macht,  
lest die Zeitschrift:



Herausgeber: Gauamt für Technik

### Aus dem Inhalt:

Politische Technik, Chemie,  
Technik und Landwirtschaft,  
Metallbearbeitung,  
Am Rande, Pommern am  
Werk, Rundschau, Mit-  
teilungen der Fachvereine,  
das technische Buch.

Nebenstehenden Abschnitt  
senden Sie bitte als Druck-  
sache an:

„Die Technik in Pommern“

Stettin

Breite Straße 51

Ich bestelle hierdurch zur sofortigen Lieferung die Monatszeitschrift  
zum „Die Technik in Pommern“  
zum 1/4 Jährl. Bezugspreis von 0,90 RM. zuzügl. 0,06 RM.  
Bestellgeld  
Anschrift: \_\_\_\_\_  
Datum: \_\_\_\_\_

# Die niedrigen Tarife

## für Gas und Strom

schaffen überall die Voraussetzung zu einer ausgiebigen Verwendung von Gas und Strom und erschließen neue Anwendungsgebiete. Jede Mehranwendung von Elektrizität und Gas führt aber zu einer betrieblichen Verbesserung, nicht zuletzt auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Bitte, fordern Sie unsere Fachberater an, die Ihnen ohne irgendeine Verpflichtung für Sie Vorschläge unterbreiten, wie Sie

**im Haushalt**

**im Gewerbe und**

**in der Industrie**

alle technischen und tariflichen Möglichkeiten am zweckmäßigsten sich zunutze machen können.

# Stettiner Stadtwerke

IOBG